Der teutsche Sokrates

aus dem Voigtland

in

einzelnen Mittheilungen

an

Alle, denen es um Wahrheit und Recht und daraus einzig und allein kommendes Menschenwohl zu thun ist.

Dritte Mittheilung.

Das Unrecht, das Einem gethan wird, ist eine Drohung für Alle!

1 8 2 2.

Auf Kosten des Verfassers und bei ihm und in den Buchhandlungen zu haben.

Preis, 6 gl. oder 27 Kr.

Johannes der Täufer.

Johannes gehörte und gehört ohne Zweifel unter die größten Männer und Lehrer des jüdischen Alterthums; darum sehen *wir auch nach* dem Geist und Brauch der jüdischen und der ganzen Vorzeit, seine Geburt in wunderbare Umstände gehüllt. Mögte man, statt dieser Aufstellung von Zeichen und Wundern, lieber angegeben haben, wie Johannes sich bildete, und der große Mann wurde! Es heißt bloß in dieser Hinsicht: Johannes wuchs, und ward stark im Geist, und lebte in der Einsamkeit, bis daß er sollte hervortreten vor das Volk Israel." — Doch die Bildungsgeschichte großer Männer zu entwerfen, war kaum eine Sache des griechischen und römischen, geschweige des morgenländischen Alterthums, da dieses noch weniger der Seelenkunde und Seelenlehre sich befleißigte, und lieber alles von übernatürlichen Dingen und von Gott unmittelbar ableitete. Daher nun die vielen Zeichen und Wunder des Morgenlandes und seiner feurigen, alle Mittelursachen und deren Erforschung überspringenden Einbildungskraft!

Der Vernunft und der Natur großer Geister zufolge bildete sich Johannes mehr von innen heraus, mehr aus sich selbst und durch sich selbst, als von außen her, und

auf die gewöhnliche Weise, wiewohl er dabei nicht nur die Wissenschaft und Lehre, die öffentliche und geheime, sondern auch die Geschichte, und die ganze damahlige Lage der Juden kannte und übersah, und seine hohen Gedanken und Entwürfe und Heilsplane daran entwickelte und anschloß. Wie sollte es anders seyn? Wie sollte und könnte sich sonst ein großer Mann bilden, und so viel Eigenthümliches gewinnen? Also durch einsames Leben und Nachdenken aus sich und aus Gott gebildet, deßhalb ernst, streng, frei, unbefangen, unverdorben, rücksichtlos, gerade in seinen Reden, ohne einladende äußerliche Anmuth, für sinnliche Reitzungen unempfindlich, und erhaben über alles Gewöhnliche, — so trat Johannes, vom Geist der Wahrheit und der Liebe zu seinen unglücklichen Mitbürgern getrieben, hervor, und predigte, predigte Buße und Sinnesänderung, und unterstützte dieß außer andern durch die höchst bedeutsamen Worte: „Es ist schon die Axt den Bäumen an die Wurzel gelegt. Jeder Baum, der nicht gute Früchte trägt, wird umgehauen, und ins Feuer geworfen." —

„Zu einer Zeit, wo, laut der Schrift vom Glauben der Christen, Band 1., S. 23. u. d. f. *) wo alles unter den Römern und ihrer Gewaltherrschaft seufzete, wo die Länder durch die Unterbeamten mannichfaltig gequält, ausgesogen, um alle Nazionallehre, allen Wohlstand, allen Glanz gebracht wurden, und jeder Versuch, das eiserne Joch abzuwerfen, eine Tollkühnheit schien; — zu einer Zeit, wo in Israel besonders der herrliche Geist seiner alten großen Männer durch unglückliche Umstände und Schicksale und

*) Der ganze Titel der Schrift heißt: Vom Glauben der Christen. Vorlesungen von J. G. Müller, Professor zu Schafhausen. Winterthur, 1815.

durch die immer engere Beschränkung der Begriffe und der Satzungen in den Schulen nach und nach erloschen und erstickt war; wo Secten unter einander kämpften, und nur gegen den gemeinschaftlichen Feind ihres Ansehens, oft gegen Wahrheit und Tugend sich vereinten; — wo die Schullehre trockene, streng gesetzliche Buchstaben-klauberei, der Lehrerstand ohne Ansehen und Würde, und in ärgerm Verfall, als jeder andere Stand, das Volk, die arme Heerde verwahrloset, und die Ernde groß, der Arbeiter wenig war," — — — zu einer solchen Zeit des äußern und innern, des gelehrten und sittlichen und bürgerlichen Verfalls war es, als Johannes in der Ebene am Jordan bei Bethabara öffentlich auftrat, und gewaltig rufte: Thut Buße! das Himmelreich naht sich, — als Johannes durch Beispiel und Wort und Lehre, und durch eine sinnbildliche äußere Reinigung, die Taufe, seinen verblendeten Volksgenossen die Nothwendigkeit einer gänzlichen Umänderung fühlbar zu machen, und die Verbesserung ihrer traurigen bürgerlichen Lage daran anzubauen suchte. Die Neuheit der Sache und der Ruf, in welchen sich der strenge altväterliche Prophet zu setzen wußte, führte ihm eine große Menge Menschen zu, die des verkündeten Heils nicht verfehlen wollten, zumahl da man es nach ihrer Meinung so wohlfeilen Kaufs haben konnte, und sich nur einem Bad in den Fluthen des Jordan unterwerfen durfte, um rein und entsündigt, und zum nahen Himmelreich befähigt dazustehen. Ihre wahre und innere, die Reinigung ihres Verstandes und Herzens, die Verbesserung ihres Lebens, die doch höchst Noth that, und das verkündigte Heil bedingte, — das lag leider! den dünkelvollen Juden nicht am Herzen, — nur die Verbesserung und Herstellung ihrer

äußern Lage, nur die einseitige Befreiung und Erlösung aus der Hand ihrer Feinde, der eisernen Römer, nur die Erscheinung eines stürmenden und siegreichen Messias. Wie und wo sollte aber der ohne Weiteres herkommen? Vom Himmel mit Legionen-Engel? Bei der Unmöglichkeit dieser Sache, dieser schnellen Erhebung der entarteten und unterjochten Juden, war es dem weisen Johannes desto mehr um inen Messias anderer Art zu thun, um die Erregung eines bessern Geistes, mittels dessen die Juden, wenn nicht gleich, doch nach und nach in den Stand kommen konnten, ihre verlorne Freiheit und Selbstständigkeit wieder zu erringen, und die Römer zur Anerkennung ihrer Volksrechte zu zwingen. Sollte dieß den Juden mißlungen seyn, da dem edlen Gemeingeist, dem entschlossenen Vaterlandssinn einer Nazion nichts widersteht, nichts leicht zu widerstehen vermag? Dieß sah der große Lehrer am Jordan wohl ein, und darauf zielte er auch eigentlich.

Daher arbeitete Johannes so eifrig und muthig an der Bekehrung und Wiedergeburt der Juden. Daher fuhr er die Pharisäer und Sadducäer, als die Schlimmsten, so hart und ergrimmt an, indem er ihrer Viele zu seiner Taufe kommen sah: Schlangenbrut! Wer hat euch gezeigt, den bevorstehenden Strafen zu entfliehen? Bringt Früchte ächter Buße! Und laßt euch nicht einfallen zu sagen: Wir haben Abraham zum Stammvater, als ob Gott euch deßwegen gnädig seyn müsse. Denn ich sage euch: aus diesen Steinen kann Gott dem Abraham Nachkommen schaffen. — Daher antwortete Johannes dem Volk auf die Frage: Was sollen wir thun? Wer zwei Röcke hat, der gebe dem, der keinen hat, und wer Nahrungsmittel hat, der mache es eben so; unterstützt und liebt, mit einfachen Wor-

ten, einander gegenseitig. — Daher sagte er zu den Zolleinnehmern, die, um sich taufen zu lassen, erschienen, und dieselbe Frage an ihn richteten: Fordert nicht mehr, als euch gesetzt ist. Daher erklärte er den Kriegsleuten, die ihn fragten, und sprachen: Und wie sollen wir uns betragen? Thut Niemanden Unrecht, und gebt Niemanden fälschlich an, und seid mit eurem Sold zufrieden. — Und so predigte Johannes, wie der Evangelist Lukas weiter sagt, dem Volk noch viel mehre Lehren, und bemühete sich durch Schärfung des Gewissens alle Stände der Nazion auf's Bessere, auf ihre wahre und rechte Bestimmung zurückzuführen.

Mit erhabener, mit göttlicher Wahrheitsliebe wagte Johannes sogar den Landesfürsten, den berüchtigten Herodes Antipas zum Gefühl des Rechten und Anständigen zu bringen, und gab ihm wegen der Herodias, seines Bruders Weib, mit welchem er jetzt in der Ehe, im blutschänderischen Ehebruch lebte, einen Verweis: Es ist nicht Recht, sagte Johannes dem Herodes unumwunden, daß du die Herodias zur Frau hast. — Damit stieß aber Johannes so sehr an, und auf eine so arge sittliche Fäulniß, daß ihm die Besserung und Rettung der Juden völlig zweifelhaft, und ihr Untergang, wie sein eignes Unglück, sein naher gewaltsamer Tod als unvermeidlich vorkommen mußte. Herodes nehmlich, statt wie David bei der bekannten Vorstellung des Propheten Nathan, in sich zu gehen, und das allem Volk gegebene Aergerniß zu heben, fügte zu dem bereits verübten Bösen noch die größte Unthat: daß er den heiligen Sittenlehrer verhaftete, und ob dessen Anhanges in die fernste und stärkste Vestung seines Landes, nach Machärus gefangen setzte. Gern hätte Herodes, und noch lieber die wegen jenes Verweises rachevolle Herodias den

Johannes gleich getödet; man fürchtete aber das Volk, das den Heilsprediger mit Recht für einen Propheten hielt, und ihm sehr anhing. Bald fand sich jedoch eine gelegene Zeit zur Ausführung des teuflischen Vorsatzes. Als nehmlich Herodes an seinem Geburtstag den Großen, den Hauptleuten und den Vornehmsten Galiläa's auf dem nahe bei Machärus befindlichen Schloß Herodium ein Gastmahl gab, da trat die Tochter der Herodias herein, und tanzte; — das gefiel dem Herodes so wohl, daß er, wahrscheinlich von schändlichen Begierden, wie einst beim Anblick der Herodias, erfüllt, zu der Tänzerin sprach: Bitte von mir, was du willst, ich will dir es geben; ja er, schwur es ihr: Was du von mir bitten wirst, und wenn es auch die Hälfte meines Reiches wäre. — Auf Antrieb ihrer unmenschlichen Mutter überraschte die Tänzerin den schwachen Herodes mit der Bitte: Gib mir hier auf einer Schüssel den Kopf Johannes des Täufers. Herodes, nach einer kurzen, vielleicht nur künstlichen Betretenheit gewährte der Tänzerin die Bitte, und schickte hin, und ließ den heiligen Johannes im Gefängniß enthaupten, und den Kopf der Schönen darreichen, die ihn ihrer abscheulichen Mutter überbrachte. — So nahm früher in Rom die wüthende Fulvia den ihrem Mann, dem Triumvir Antonius gebrachten Kopf des Cicero, und durchstach die Zunge mit einer Nadel, um sich wegen der heftigen philippischen Reden zu rächen, die Cicero aus Vaterlandsliebe gegen den herrschsüchtigen Antonius gehalten hatte. So starb der erhabene Johannes gleich dem großen Cicero, als ein Opfer seiner heilsamen Lehren und Anschläge für das gemeine Beste, als Märtyrer seines Eifers, Israel zu erlösen. Und wie Cicero's Tod allen denen eine große Betrübniß verursachte,

welche noch einiges Gefühl von Redlichkeit hatten, — also mogte auch des Johannes höchst schändliche Hinrichtung den noch nicht ganz verderbten Israeliten eine große Niedergeschlagenheit und Traurigkeit verursachen.

Welcher Redliche, welcher Nachdenkende sollte sich nicht tief betrüben, sollte nicht äußerst trauern, wenn große Männer und Wahrheitslehrer unterdrückt in ihrer göttlichen Wirksamkeit gehindert, und gewaltsam aus dem Weg geräumt werden! Kann das in einem andern, als ganz verderbten und gesunkenen und unseligen Zeitalter geschehen? Und kann es andere, als höchst unglückliche Folgen und Rückwirkungen des Schicksals nach sich ziehen? Die Unterdrückung, die Lähmung, die Verfolgung, die Mißhandlung, die Zugrundrichtung freimüthiger Lehrer und Beförderer des Bessern ist allemahl das schreckhafte Zeichen, wie der höchsten Grade der Bosheit, so der nahen blutigen Gerichte und Strafverfügungen des Himmels. Und geschähe in unsern Zeiten dasselbe, was in Judäa und Rom großen Männern widerfahren ist, so würde uns, aus gleichem Grund, auch ein dem Jüdischen und Römischen ähnliches Schicksal treffen. Gott läßt sich nicht aufhalten, und nicht spotten, und nicht täuschen, — er durchdringt das Innere, und winkt dem furchtbaren Schicksal, dem Innern, dem Dichten und Trachten, wie dem Thun eines Zeitalters gemäß zu verfahren und zu richten. — Und was geschah in und mit Judäa, wo die herrschende Familie und die Großen und die Pharisäer und Schriftgelehrten keine Wahrheit litten, keine Lehrer und Gottesgesandten, wie Johannes und Jesus, in ihrer Mitte duldeten, um nicht von ihnen und ihren Vorstellungen und Ermahnungen zur Buße und Lebensbesserung behelligt, und im sinnlichen Tau-

mel gestört zu werden? — und mit Jerusalem, die da tödete die Propheten, und steinigte, die zu ihr gesendet waren, — was geschah, als das Maß der Sünden und Verbrechen voll war, als der Gräuel der Bosheit und der Unmenschlichkeit höllisch anwuchs, und unschuldig vergossenes Blut und das Leiden teuflischen Unrechts gen Himmel schrieen? Furchtbar verdunkelte sich der Himmel über Judäa, und in einem entsetzlichen Schicksalswetter erging das Gericht, des Weltherrngericht über das Land und über Jerusalem, und vertilgte die von der Menschenheit und von Gott abgefallenen und wider das Wahre und Rechte und Gute verschwornen Bösewichter. — Und auch über des Johannes Mörder und Mörderin, die sich keinem Gericht für unterwürfig wähnten, erging noch vorher das große Obergericht des Schicksals, und belegte beide mit einer langwierigen und peinlichen, aber gerechten Strafe. — Wo man eines Verbrechens gedenkt, da muß man auch seiner Bestrafung gedenken, und wo man von gewissenlosen Unmenschen erzählt, da berühre man doch auch ihr und ihres Frevels Ende! — Nachdem Herodes seinem Bruder Philippus die Herodias entführt, und sie geehlicht, und darüber die bisherige Gemahlin, die Tochter eines arabischen Königs, Aretas verstoßen hatte, so entstand daraus ein für den Herodes unglücklicher Krieg, worin selbst das äußerst veste, drei Stunden vom todten Meer gelegene Machärus an die Araber überging. — Und nachdem Herodes nicht bloß seine Gemahlinn, und den Frieden des Landes und des Volkes, sondern auch den göttlichen Propheten Johannes der buhlerischen Herodias aufgeopfert hatte, — so war noch keine Ruhe, und die leidenschaftliche Herodias verfiel auf neue Unsinnigkeiten und Ränke, und zog den elenden He-

rodes mit hinein und mit sich fort, und ganz unvermuthet in's Verderben. Aus Stolz und Eifersucht konnte, wie Josephus berichtet, die Herodias nicht ertragen, daß ihr Bruder, Herodes Agrippa, der ehedem von der Herodias Gnade in Galiläa gelebt hatte, durch den römischen Kaiser, Cajus Caligula die Tetrarchien, die Fürstenthümer des Ostjordanlandes mit dem Königstitel erhielt; sie veranlaßte daher den leichtfertigen Herodes zu einer Reise nach Rom, um sich daselbst gleichen Titel auszuwirken. Herodes war jedoch schon vor seiner Ankunft vom gedachten König Agrippa beim Caligula angeschwärzt worden, so daß er, statt seinen, oder vielmehr der Herodias Wunsch erfüllt zu sehen, mit Schrecken der bisherigen Würde entsetzt, und noch über dieß sammt der Herodias nach Gallien, nach Lyon in's Elend verwiesen wurde. — So kam plötzlich das allgewaltige Gericht Gottes im Schicksal über den Herodes und die Herodias! So verlor Herodes, er, der einst die Hälfte seines Reichs einer Tänzerin geben wollte, — das ganze Land und alle seine Herrlichkeit! So wurde die schnöde Hinrichtung des Gott angenehmen Johannes mit des Mörders und der Mörderin völligen Sturz und Verstoßung in die Hölle bestraft! In die Hölle sage ich! Denn für einen in Judäa, diesem warmen, schönen, herrlichen Land, Gebornen, und noch dazu für den Fürsten des paradiesischen Galiläa mußte Lyon mit seiner Umgegend, die damahls weit kälter und waldiger und rauher, als jetzt war, eine wahre Hölle seyn, und unerträglich auffallen. So kamen demnach Herodes und die Herodias auf Gottes Geheiß, auf Gottes dem Caligula gemachte Gedankeneingabe aus dem Paradies in die Hölle, und endeten auch in der Hölle, unter Pein und Qual! Denn Herodes und Herodias mußten erfahren, daß das verlorne Galiläa

und Peräa ihrem ärgsten Feind, dem Herodes Agrippa, als Verläumderlohn zu Theil wurde; sie mußten erfahren, daß keine Zunge und kein Arm in Galiläa für den Herodes und die Herodias eine Bewegung machte, und gemacht haben würde, auch wenn Caligula die Verbannten auf's ärgste mißhandelt und unter die Füße getreten hätte; sie mußten erfahren, daß die vom Johannes dem Täufer begonnene Lehre und Sache der Umwandlung der Juden sich immer weiter, besonders außerhalb Judäa's verbreitete: sie mußten erfahren, daß die Ermordung und Geschichte des frommsinnigen Johannes mit seiner durch Jesus fortgesetzten Lehre überall zur Kunde kam, und den Namen Johannes in Ruhm und Glanz setzte, — während Herodes und Herodias gestürzt, und mit Schmach und Schande bedeckt, in der Verbannung lebten und umkamen; und der Abscheu und Fluch der Zeit, wie der Nachwelt bis an das Ende der Tage ihr Grab- und Denkmahl wurde. — So ist Gott gerecht, und richtet gerecht, und vergilt gerecht im Schicksal! So droht Gott jedem Zeitalter und jedem Mächtigen, die vom Himmel Gesandten, die großen und heiligen Diener der Wahrheit und der Vernunft und der Völkerbildung nicht anzutasten, nicht zu unterdrücken, nicht zu verstoßen, indem Gott dieß besonders rächt, und laut der Geschichte immer besonders gerochen hat; so wie er auch immer neue große Lehrer und Wahrheitshelden erweckt, die sein Werk, sein Reich auf Erden fördern, und das höhere Leben aus Gott unterhalten, ja, endlich Einen mit Macht und Gewalt ausrüstet, der durch alle Vorurtheile und Leidenschaften und Bosheiten durchdringt, und einen über die Welt hin glänzenden Triumph der Wahrheit und der Gottheit und ihrer Majestät und Herrlichkeit feiert.

Ob wohl Stillschweigen, oder Reden gesünder ist?

Diese Frage hätte man längst aufwerfen, und ihre Beantwortung besonders den Aerzten übertragen sollen. Ich kann und will mich hier nur kurz und im Allgemeinen darüber erklären. — Es kommen bei Beantwortung dieser Frage fast alle Unterschiede und Alter der Menschen in Betrachtung, und selbst der Unterschied der Geschlechter mögte nicht unberücksichtigt bleiben dürfen.

Menschen, die von Natur, oder durch Verwöhnung, oder durch Ausschweifung schwächlich sind, und nichts in sich haben; — Menschen, die an das Alter kommen, und innerlich und äußerlich, geistig und weltlich gleichsam ihren Lebensabschluß gemacht haben, — für diese und ähnliche Arten von Menschen ist wohl Schweigen gesünder und besser, als Reden. Ihnen mag es einerlei seyn, ob Redefreiheit, oder Redezwang in einem Land Statt findet; und selbst das gewaltige Streben, alles stumm zu machen, alles, was noch laut und freimüthig redet und schreibt, zum Schweigen zu bringen, und die Zungen und Federn durch mancherlei Drohungen und Maßregeln und Schreckschüsse zu fesseln, — selbst dieß mag dergleichen Menschen und ihrer

Gesundheit nicht nahe gehen. — Und sollte nicht auch für die vielen Dummen und Unwissenden das Schweigen, wie das Klügste, so das Gesündeste und Beste seyn? Ohne Zweifel, zumahl wenn sie dabei aufmerksam hören und lernen.

Menschen hingegen, die ein reges inneres Leben, die volle Herzen und Köpfe haben, gesunde, geistig und körperlich starke Menschen, die sich entwickeln und bilden und der Welt zeigen wollen und sollen; — Menschen, die von Leidenschaften, besonders von hohen, edeln Leidenschaften bewegt, zum Wirken, nicht zum Stillsitzen und Stummseyn in der Welt zu leben füglich glauben; — Menschen, die Mißvergnügen, Aerger, Unmuth, Herzeleid über erlittene Ungerechtigkeiten, Bedrückungen, Verfolgungen, Zurücksetzungen, Ausschließungen von Aemtern, Mißhandlungen und Gewaltsamkeiten, Verzögerungen, oder falsche Entscheidungen ihrer Rechtssachen u. d. g. im Innern und Innersten empfinden; — Menschen, die unter zu vielen Auflagen und Lasten und Bürden und Uebeln erliegen, und dabei einsehen, daß es leicht anders und besser seyn könnte, — sollte wohl für solche Menschen Schweigen auch gesünder und besser seyn, als Reden? Nimmermehr. Sie müssen reden, und die Letztern zuweilen sogar schreien, und ihrem vollen Innern, ihrem gepreßten und beklommenen Herzen Luft machen; und man muß dieß auch nicht hindern und nicht einmahl hindern wollen. Warum gibt es solche mißvergnügte, solche mißvergnügt gemachte Menschen, da Jedem Recht geschehen soll, und geschehen kann? — Sollen sie auch noch durch Hemmung des Redens ihren Aerger in sich fressen, und krank, und immer mißvergnügter werden, und alles rechts und links mit ihrem Uebel anstecken? Und sollen so, und

durch Vermehrung der Unrecht und Druck und Zwang und Noth Leidenden ganze Länder in Mißvergnügen und ungesundes Wesen übergehen?

Daher und zur Verhütung solches Unheils, sagte der weise Sadi trefflich: „Nicht die furchtsame Stimme eines Ministers muß die Klagen der Unglücklichen vor die Ohren des Monarchen bringen; das Schreien des Volks muß selbst und geradezu vor den Thron dringen." — Daher läßt man das Volk bei großen und schrecklichen Landplagen öffentlich schreien und klagen und seufzen; so wie dann auch lauter und stärker, als gewöhnlich, in den Kirchen gesungen und gepredigt wird, damit alles desto besser gen Himmel schalle, und bei Gott Erhörung finde. — Daher sehen es geschickte Wundärzte bei ihrem Verfahren und Schneiden (Operiren) nicht gern, wenn die Leidenden sich Zwang anthun, und den Schmerz verbeißen, wobei sie weislich erinnern, daß die Klagen der Natur Erleichterung verschaffen, und daß sie sich auch bei ihrem Verfahren besser danach richten, und abnehmen können, ob sie zu tief, oder nicht zu tief schneiden. — Wie gut und heilsam sind also Reden, Klagen, Schreien, zumahl wenn es harthörigen, oder schwerfühlenden, oder gar bösen und verstockten Menschen gilt!

Und die lebhafte, feurige, wißbegierige Jugend insonderheit, was soll mit der werden? Soll sie auch schweigen? Die Jugend, die sich möglichst entwickeln und bilden, die Gefühle und Gedanken und Vorstellungen und Begriffe ein- und austauschen, die Fertigkeit und Gewandtheit im Reden, im öffentlichen Reden, im Recht- und Wohlreden erlangen, die immer Fragen und Zweifel aufwerfen, die geistig und körperlich fechten, die selbst über bürgerliche und staatsthümliche Dinge in Erörterungen einge-

hen soll, um auf ihre mancherlei Wirkungskreise, so wie auf das uns allen zu Wien verheißene, und hier und da bereits gewährte freiere und bessere Staats- und Verfassungsleben sich vorzubereiten, — kann da unsere Jugend schweigen, und stumm seyn? Wenn sie sich besagter Maßen durch wissenschaftlichen und geselligen Verkehr bilden, wenn sie geistig und körperlich gedeihen, und gesund und stark werden soll, unmöglich. — Durch Schweigen, Verschlossenheit, Zurückhaltung der Empfindungen und Gefühle und Gedanken, durch stummes, theilnahmloses, kaltes, verdrüßliches, durch klösterliches Wesen wird keineswegs die Bildung der Jugend befördert, wird im Gegentheil das jugendliche und das gesammte Leben nach außen gehemmt und unterdrückt, und der Geist selbst entweder gelähmt und erstickt, oder falsch gerichtet. Ist es da ein Wunder, wenn die rüstige Jugend durch der Mundsperre und der Knebelung nahe kommende Maßregeln und überall angelegte geheime Horchereien, durch Verkümmerung alles öffentlichen Lebens auf heimliche und besondere Dinge, auf Umtriebe, Bünde, Vereine u. d. g. verfällt? Der menschliche Geist gleicht der Luft, die immer in Bewegung und Wirksamkeit ist, und als Wind tößt, und sich nicht auffangen und halten und fesseln läßt, und zu Sturm werdend, alles überwältigt.

Und was für Charaktere, was für Menschen sollen aus verschwiegenem und verhaltenem klösterlichen Wesen, sollen aus Rede-, Meinungs-, Preß-, und Lebenszwang kommen? Wahrlich! keine rechten und guten. — Was ist daher von der Zukunft in denen Ländern zu erwarten, wo man selbst die Jugend zum Schweigen bringt, und ihr munteres gemeinsames Leben hinter Mauern und verschloßene Thü-

ren zurückdrängt? — Ist nun noch dazu die äußere Welt, der gesellschaftliche und sittliche Zustand verfallen, schlecht, und trägt und nährt die Jugend etwas Besseres in sich, — und hört und ließt sogar von hier und da erfolgter Verwirklichung des geliebten, des von allen Guten geliebten Bessern, — wie weit bedenklicher und gefährlicher ist da das Hemmen des lauten, unverholnen Redens und Meinens und Lebens! Aber dieß sieht man leider! nicht ein, sondern glaubt das Gegentheil, und will eben aus Furcht vor dem Innern und Bessern, vor dem regsamen und heraus- und fortstrebenden Geist der Jugend lauter Schweigen und leidendes Wesen und Stille und Ruhe und die Stimmung, die uns beim Betreten der Gottesäcker und der Gräber befällt. Wie nachtheilig ist ein solcher durchgängiger Zwang und Druck für die Gesundheit des Geistes und Körpers, für die allgemeine und besondere Wohlfahrt! Und welche Aussichten und Erwartungen gewähren bedrängte, kränkliche, mürrische verstimmte Zeitalter! —

Sollte denn der öffentliche und bürgerliche Zustand so schlecht seyn, daß er beim freien Reden und Meinen und Schreiben und Leben des Volkes Gefahr liefe, — etwa noch schlechter zu werden? — Warum und wozu aber diese Furcht? Es soll ja nicht schlimmer gemacht werden, sondern besser. Es soll ja gut werden, was schlecht ist, wie jeder Mensch, der bös ist. Eben darum und dafür wird ja geredet und gepredigt und geschrieben, und eben darum und dafür wird auch vom Verfasser so freimüthig geredet und geschrieben. Vor dem Schlimmern und Schlimmerwerden bewahre der Himmel alle Menschen und Völker! — Freilich wenn und wo nichts geschieht, wenn und wo die, welchen es zuerst obliegt, das Schlechte und sich selbst gut zu machen, oder zu

bessern, es unterlassen, und gar keinen Sinn für das Gute und Bessere haben, — so und da muß es wohl schlimmer werden, es mögen Andere in den Zustand und Gang der Dinge eingreifen, und nicht eingreifen. Denn die bösen Dinge und Menschen stehen nicht still, sondern gehen bis zum Bösesten und Schlimmsten fort. Warum und wozu soll aber das seyn und geschehen? Warum und wozu soll alles je länger je mehr verderben, und endlich zu Grund gehen? Warum und wozu solche blinde und schreckliche Umwälzungen und Zerstörungen der Natur und der Zeit eintreten lassen? Warum will man es nicht verhindern, dadurch, daß man alles Volk laut und öffentlich reden, und urtheilen und meinen und schreiben und lesen läßt, was es zum Bessern, zum Besserwerden der Dinge und seiner selbst für dienlich hält, und was unter weiser Leitung und Berichtigung des allgemeinen Worts und Raths gewiß auch anwendbar ist? — Durch Zwingen zum Schweigen, durch Stören der Oeffentlichkeit, durch Stummmachen wird nichts verhindert, und nichts bewirkt, wenigstens nichts Gutes und nichts Besseres, wird nur übel ärger, und alle Staatsärzte, welche die Menschen und den Geist der Zeit durch Zungen- und Pressenzwang ändern und halten, welche die Gebrechen des gesellschaftlichen Körpers durch Verbergen und Nichtachten heilen wollen, verstehen ihr Werk nicht, und pflegen schlecht unsere Gesundheit und Wohlfahrt. — Beachten des öffentlichen Geistes, Berücksichtigen des wohlgemeinten Redens und Schreibens, und Vorstellens, Abhelfen der härtesten Uebel, Mindern des Drucks, Beschränken der Willkühr und des Amts- und Gewaltmißbrauchs, kurz, das Anbauen einer gesetzlichen Staatsverfassung, einer rechten und gerechten, einer bessern Ordnung der Dinge, dergleichen

z. B.

z. B. in Baiern und in ganz Südteutschland angehoben hat, — das, das ist das Wahre; das, das versöhnt, beruhigt, heilt mißvergnügte Völker und die Gebrechen des gesellschaftlichen Zustandes! Mag dieß gleich schwerer und schwieriger seyn, und Manchen theuerer zu stehen kommen, als das Verhüllen und Verschleiern des Schlechten und der Schlechten, als das Fesseln der Zungen und der Federn und der Pressen, was schadet es? Was schadet es, da einmahl alles Gewalt- und Zwangswerk, wie jedes Schlechte, nicht hilft, und nicht hält, gegen die Zeit und gegen Gott nicht hält, und wenn es noch so fest und befestigt scheinen sollte? Gott als rechtes und gerechtes Wesen, ist und bleibt gegen alles Schlechte und Böse, und läßt es nur bis zu einem gewissen Grad steigen, wo es sich selbst zerstört, und dem Guten Platz macht. Aber warum und wozu, wie gesagt, auf dergleichen Zerstörungen, auf dergleichen natürliche Umkehrungen der menschlichen Dinge es ankommen lassen, da wir die freie, die himmlische Vernunft haben, und mittels derselben eingreifen und einwirken, und bessern und besser machen können, ja, sollen, was schlecht geworden ist? Und geschieht dieß dadurch, wie alle Welt behauptet, und es auch die Erfahrung zeigt, daß überall gesetzliche und zeitgemäße Verfassungen und in Folge derselben lauter offenes und öffentliches Wesen in der Regierung und Verwaltung, wie in der Gerechtigkeitspflege und in der Äußerung seiner Gedanken und Meinungen — an die Stelle des veralterten und gebrechlichen europäischen Staatsthums treten, — warum will man es nicht aus Liebe zum Bessern und zu sich selbst und zu den Völkern und zu Gott thun? Oder ist es nicht recht, das Bessere zu wollen und zu thun?

Aufklärung.

In der sogenannten: Pragmatischen Geschichte der Europäischen Staaten seit dem Anfang der französischen Revoluzion bis auf unsere Zeit; oder den merkwürdigsten 20 Jahren Europens. Gotha, 1810, steht S. 36 des ersten Bandes folgendes Urtheil:

„Die französische Regierung, die sich nicht selbst mehr aus dem Chaos der Finanz-Verwirrung helfen konnte, welche täglich zunahm, und wohl sah, daß sie bei der herrschenden Unzufriedenheit nicht noch mehr den murrenden Unterthanen aufbürden konnte, that den großen Mißgriff, und nahm ihre Zuflucht zur Nazion selbst."

Welches unsinnige Urtheil! Die französische Regierung, die sich nicht selbst mehr aus dem Chaos der Finanz-Verwirrung helfen konnte, die den unter dem Druck lästiger Auflagen murrenden Unterthanen nicht noch mehr zumuthen konnte; die, als sie es doch in der Noth versuchte, weder die zusammenberufenen Notablen d. h. die angesehensten Bürger des Staats, noch die Parlamente dahin bringen konnte, zur Einführung neuer Auflagen, z. B. einer Land- und Stempeltaxe ihre Hände zu bieten; die endlich nich

einmahl ein Anleihen zu Stand bringen konnte, da der verschuldete Staat keinen Kredit mehr hatte, — dieselbe französische Regierung that doch einen großen Mißgriff, indem sie ihre Zuflucht zur Nazion selbst nahm. — Wie ist das zu verstehen? Wie kann Einer, der seine Schäden nicht selbst heilen kann, oder zu heilen versteht, und sie von denen, welchen diese Heilung zukommt, heilen läßt, einen Mißgriff thun? Wie konnte also die französische Regierung, die ihre Schäden nicht selbst zu heilen im Stand war, oder auch durch eigene Beschränkung ihres ungeheuern Prachtaufwandes und Einführung einer einfachern und bessern Staatswirthschaft heilen wollte, wie konnte diese Regierung einen Mißgriff thun, indem sie das Natürlichste, das Beste, das Wirksamste, das Zweckmäßigste that, was sie zu thun vermogte, und was ihr zu thun sogar oblag? Was sollte sie denn sonst thun, nachdem sie es so weit, als es ging, und bis es nicht mehr ging, getrieben hatte, und das durch solches schlechtes Regieren angerichtete Unheil nicht mehr übertünchen konnte? Gab es denn da für die französische Regierung noch ein anderes, noch ein nothwendigeres und wirksameres Mittel, noch einen bessern Ausweg, als zur Nazion ihre Zuflucht zu nehmen, und durch Zusammenberufung der Reichsstände sich, wo möglich, und so gut es gehen wollte, aus dem Chaos der Finanzverwirrung zu helfen? Nein. Die französische Regierung that hierin gar keinen Mißgriff, sondern das, was sie thun mußte, und was ihr zu thun sogar die Pflicht gebot. Oder that die französische Regierung etwa darum einen Mißgriff, daß sie ihre und des Staats nicht mehr verhüllbare Schäden der Nazion zur Heilung aufdeckte, weil der Erfolg ihren Vorstellungen und Erwar-

tungen nicht entsprach, und sie und die alte äußerst schlechte Staatsordnung oder Staatsunordnung über der Kur, über der Radikal-Kur, welche die Aerzte für nothwendig fanden, zu Grund ging? Nach welcher Logik und Vernunft nennt man den Versuch, den einzig möglichen und nothwendigen und rechten Versuch, den ein mit dem schrecklichsten, und immer steigenden und mit dem nahen Tod drohenden Uebel behafteter Patient thut, um sich wo möglich, von denen, welchen es obliegt, heilen und retten zu lassen, einen Mißgriff? Weiß man nicht, wie es bei tief eingewurzelten schweren Uebeln geht? Die Heilung derselben gelingt selten, ohne daß die Aerzte Schuld daran sind. Warum verhüthet man nicht dasBöswerden? Warum läßt man es wenigstens so weit und so arg und so tief hinein und bis auf den Grund bös werden, ehe man an die Heilung denkt? Wie soll da eine andere Kur, als auf Tod oder Leben Statt finden? Mißlingt die Kur, und folgt der Tod, wer ist Schuld? Der Arzt, oder der gedankenlose Kranke?

Selbst wenn Patienten das schreckliche Uebel, dem sie erliegen, von unglücklichen Aeltern, oder Vorfahren ererbt haben, — selbst in dem Fall sind sie nicht ganz zu entschuldigen, weil sie sich nicht gleich anfangs, nicht so bald als sie nur konnten, den Aerzten und Sachverständigen entdeckten. In keinem Fall ist den Aerzten die Schuld aufzubürden, wenn die Kur eines mit Grundübeln behafteten Patienten, oder Staats mißlingt.

Woher solche Grundübel, die es doch von Natur nicht gibt? Hat man sie aber gemacht und verschuldet, so lasse man sich auch die Folgen davon gefallen, und bürde sie weder Andern, noch dem Schicksal, sondern sich selbst auf! War-

um gebraucht man seine Freiheit, seine Verstandes- und Willensfreiheit, unrecht, und zum Bösen, statt zum Guten? Warum nimmt man nicht die Weisen der Völker, die großen und rechten Denker und Wisser, oder ihre wohlunterrichteten Schüler zu Hilfe, und fragt sorgfältig nach ihren Einsichten und Rathschlägen? Doch wozu so viel zur Berichtigung jenes unsinnigen Urtheils, dem eine Menge ganz falscher Begriffe und Ansichten zum Grund liegt? Wozu mehr zur Hebung des Vorurtheils und des falschen Scheins das und den solche unsinnige Meinungen in Betreff der Völker und Völkerversammlungen und der neuen Verfassungen und Länderstände bei den Höfen und Höflingen veranlassen und veranlaßt haben? Was ist denn der Staat? Wer ist denn der Staat? Wofür ist denn der Staat? Wofür der Staat ist, ist dafür nicht auch die Staatsregierung? — Welch ein Unglück, wenn die Staatsregierung für etwas anderes wäre, als wofür der Staat ist und da ist!

Warum hat man es von Seiten der Regierung in Frankreich nicht gemacht, wie etwan in Baiern? Und warum hat man Frankreich bei seiner Staatsverbesserung nicht gehen, nicht ruhig bauen lassen, wie man Baiern und andere Staaten, die zum Bürgerlichbessern fortschritten, deßhalb unangefochten gelassen hat? Längst, längst würde es dann in Frankreich ruhig gewesen, und längst, längst dasselbe erschollen seyn, was jetzt aus Baiern laut eines Schreibens im Correspondenten vom 16 September d. J., erschallt, und so lautet: Der baierische Staatsbürger kennt nun seine verfassungsmäßigen Rechte, er weiß, daß Willkühr verbannt ist, daß nur das Gesetz regiert, und daß alle Staatsbeamten nur Vollzieher des Gesetzes sind; er weiß, daß in allen Theilen der Staatsverwaltung Gerechtigkeit gehand-

habt wird, und werden muß, und daß seine bürgerliche Freiheit darin besteht, nur den Gesetzen gehorchen zu dürfen.

Diese Sicherung der baierischen bürgerlichen Freiheit, verbunden mit der Herstellung des Gleichgewichts in dem Staatshaushalt, mit wirklich eingetretenen bedeutenden Erleichterungen der Volkslasten, und Festgründung des Staats- und Privatkredits, und eingeleiteten Ersparung im Staatshaushalt, ohne Vernachlässigung wahrer Staatszwecke, der Möglichkeit fernerer Erleichterung des Volks, der Sicherung inländischer Industrie und Gewerbfleißes; Hervorrufung solcher Staatseinrichtungen, welche mit der Verfassung im Einklang stehen; die Aufstellung des Beweises, daß die Fürsten ohne Scheu und Furcht ihre Völker zu sich rufen, und mit ihnen des Staates Angelegenheiten berathen können; — des Beweises, daß Teutsche für stellvertretende (repräsentative) Verfassungen reif seien; des Beweises, daß Verfassungen nicht bloß Blendwerk und loses Spiel zu Erreichung unlauterer Zwecke seien; — das, das sind die großen Früchte der kaum eingeführten Verfassung und der ersten Versammlungen der Stände in Baiern. —

Die Natur.

Wer Sinn für die Natur hat, und darin einsam und betrachtend *lustwandelt*, der *empfindet* Freude an der Natur und *ihrem mannichfaltigen* Leben und Wirken, an ihren mannichfaltigen Dingen und Erscheinungen und deren Schönheit und Ordnung und Wechsel. Geht man aber aus der Natur in die Menschenwelt zurück, so empfindet man bald Unlust; denn man wird einen Mißklang zwischen der Menschenwelt und ihrem schweren Leben, und zwischen der Natur und ihrem leichten Leben inne, kurz, eine Uneinigkeit und Trennung der Welt und der Natur. Nach dem Sinn und Willen der Natur und Gottes sollten die Menschen anders, einfacher, besser, freier, glücklicher seyn und leben, als sie sind und leben, sollten sie mit der Natur und Gott innerlich und äußerlich mehr zusammenstimmen, sollten sie ihre Kunst und ihre Freiheit mehr der Natur und Gott gemäß machen und anwenden. Statt dessen sind die Menschen je länger je weiter von der Natur abgewichen, und bis zu einer großen Kluft zwischen sich und der Natur gekommen. Eine traurige Kluft! Wie und wann soll sie abnehmen, und ein Weg und ein Zweck die menschliche Kunst- und Naturwelt verbinden! Die

Menschen bedürfen zu viel, zu vieler unnöthigen und überflüssigen Dinge; und da gleichwohl diese Dinge theuer und schwer zu erlangen sind, so haben sie immer nur für ihre Bedürfnisse und deren Anschaffung zu sorgen und zu ringen. Die Menschen räumen der Einbildung und der Sinnlichkeit zu viel, und der Vernunft und der Vernünftigkeit zu wenig ein, und gehen weit über den Zweck und über die Natur in allen Dingen hinaus, und um so weiter, je mehr sie Mittel und Geld für die Einbildung und Sinnlichkeit in Händen haben, oder in die Hände bekommen können. — Dieß aber ist meist Schuld, daß die Menschen und ihr Leben und ihr Treiben der Natur und deren Einfachheit und edler Einfalt so sehr unähnlich geworden sind. Wo ist der allmählige, der sanfte Uebergang von der Natur zur Menschenwelt, zum Reich der Vernunft und der Freiheit und des freien Lebens, und von diesem zur Natur und ihrem so regelmäßigen uud leichten, und darum wie frei erscheinenden Trieb und Triebwerk, — wo ist er zu finden, zu sehen? Dieser Zusammenhang der Natur und der Kunst, diese Zusammenstimmung des Natur- und Kunst-Lebens, dieses Ineinandersehn des Natur- und Kunstmenschen, dieses herrliche Schauspiel einer einigen Natur und Welt, die in der menschlichen Vernunft und Freiheit ihren Grund und Zweck und Glanz hat, scheint, wie das Paradies und mit dem Paradies auf immer verschwunden zu seyn. Mögen die Menschen sich selbst und ihre Kunst von neuem auf die Natur beziehen, und eine Annäherung zur Natur und zum Natürlichen versuchen!

Die Unsterblichkeit des menschlichen Geistes mit Bewußtseyn und Bewußtbleiben aus allem Zweifel gesetzt.

Neulich gerieth ich von ungefähr mit Einem jener Leute in Gesellschaft, die alles wissen, weil sie das Herz haben über alles zu reden, und das Herz haben, über alles zu reden, weil sie alles wissen; — manches von der Welt, manches von den Dingen und Vorfällen des Gesichtskreises, oder falls sie während des Lebens mehr als ein Gesichtskreis auf die Dauer umgeben hat, manches aus der Welt und den Welten ihres Gesichts und Gehörs, und sind sie zugleich Bücherleser, — manches aus Büchern wissen. — Sollte Einer auch nicht alles wissen, wenn er so manches gesehen, gehört, gelesen, wenn er so manches gelernt und kennen gelernt hat, und, zumahl etwas fertig, darüber zu sprechen weiß? Oder sollte man nur dann etwas wissen, wenn man aus dem Grund und dem Ganzen und dem Zusammenhang der natürlichen und geschichtlichen Dinge durch langes Nachdenken etwas weiß, und wissen gelernt hat? Wie schlimm wäre dies für die Alleswisser, die nur im und aus dem Einzelnen und aus der Oberfläche der Dinge und der Bücher manches wissen! Doch diese Unter-

scheidung und diese Unwissenheit in dem eigentlichen Wißthum fällt ihnen zum Glück und Unglück gar nicht ein, nur ihre Alleswissenheit, die leider! die eigentliche, wahre, gründliche, ganze Wissenheit oder Wissenschaft ausschließt! — Unvermuthet, ich weiß nicht recht mehr wie? kam jener Alleswisser vom Sinnlichen aufs Uebersinnliche, und auf meine Schrift von der Unsterblichkeit rc. rc. zu reden, welche er in einer früheren Auflage gelesen, d. h. laut des Folgenden ein Mahl obenhin und flüchtig, demnach so gut als nicht gelesen hatte. Dessen ungeachtet war und galt ihm meine Schrift wie Nichts, ich verstand nicht, ob dem Werth und Gehalt, oder dem ihm leichten Verständniß nach, — und er wußte die Sache der Unsterblichkeit besser und bestimmter, als ich, und erklärte mir es rund und kurz in den Worten: „Alles kommt von der Urkraft und geht zur Urkraft zurück.“ — Mit Bewußtseyn? fiel ich ein. — Nein! wie es gekommen ist, geht es zurück, ohne Bewußtseyn. — Das wußte er so gewiß, das war so wahr und entschieden, daß er weiter gar nichts sagte, — sondern nur das Gesagte trocken wiederholte, — außer, daß er die Urkraft auch Gott nannte. — Kein Wunder! daß dem, der dieß gewiß weiß, der ganz bestimmt weiß, daß unser Geist, daß der Mensch, wenn er stirbt, bewußtseynlos in die Urkraft zurückkehrt, daß dem meine besagte Schrift wenig oder nichs bedeutet. Wenn er nicht etwa nur so thut, während sie ihm wohl gar ein Dorn im Auge, ein Stachel im Innern ist, da sie die Fortdauer mit dem Bewußtseyn und Gewissen deutlich angibt! Doch warum ein Dorn, ein Stachel? Nach der Behauptung meines alleswissenden Gegners geht es ja bald mit dem innern, wie mit dem äußern Auge des Menschen

zu Ende, gibt es ja gar keine Fortdauer, gibt es für uns Unglückliche nur eine bewußtseynlose Rückkehr zur Urkraft. Oder ist dieß Fortdauer, etwa neumodische Fortdauer? —

Wie bedenklich, daß man in unsern Zeiten, daß jetzt so Viele allenfalls fortdauern, auch wohl gern fortdauern mögten, nur nicht mit dem Bewußtseyn des gegenwärtigen Lebens und Thuns! Aber auch wie natürlich, wenn und wo es im Bewußtseyn fehlt, wenn und wo man kein gutes Bewußtseyn und Gewissen hat, durch rechtes und gerechtes Leben gewonnen hat, und nun sich fürchtet, mit einem bösen Bewußtseyn und an einem ihm gemäßen Ort fortzudauern! *Man gebe Acht* auf die, welche so reden und *meinen*, wie jener sich immer um die Urkraft bewußt-*seyn*- und verstandlos herumdrehende Gegner der eigentlichen wahren Fortdauer, — man gebe Acht, und man wird bald entdecken, daß ihr Bewußtseyn nicht rechter und guter Art ist, daß sie es folglich, wenigstens dort gern weghaben wollen, da es ihnen hier schon so viel zu schaffen, hier schon, zumahl in der Stille, so viel Unruhe und Angst macht. Die Thoren und Trägen! die durch bloßes Läugnen und fades Einbilden von ihrem Bewußtseyn und ihrer darauf beruhenden wirklichen Fortdauer abkommen wollen. Warum mögen sie nicht lieber in sich gehen, und anders und sittlicher und gerechter zu leben beginnen, und mit einem dadurch bewirkten bessern Bewußtseyn und Gewissen dort wahrhaft und glücklich fortdauern, und immer glücklicher, je mehr das böse Bewußtseyn vor dem neuen guten in den Hintergrund zurücktritt?

Wie könnte da ein Gott seyn, falls die Menschen nicht eigentlich fortdauerten, sondern wie sie bei der irdischen Ge-

burt, wie sie an der dunklen Pforte des freien, vernünftigen Lebens waren, bewußtseynlos und blind der Urkraft heimfielen, und so entweder aufhörten, oder von neuem aus der Urkraft bewußtseynlos und blind, und alles vorigen Lebens uneingedenk hervorkämen, und auf gleiche Weise nach einigem Leben wieder zur höhern Natur zurückgingen, — wie könnte damit ein Gott bestehen? Was wäre wenigstens bei diesem Spiel und Spielwerk Gott für ein Gott! Ein höchst sonderbares Wesen, das mit der Welt und den Welten, das mit allen von ihm gekommenen und kommenden Dingen und mit sich selbst und seiner Kraft ein Spiel, ein beständiges zweckloses Spiel triebe. Da hätte Gott weder in sich, noch außer sich, noch mit der Welt einen Zweck, da wäre alles im Ganzen und Einzelnen bloß eine Sache, ein Ding, und seine Hervorbringung diente Gott etwa nur zum Zeitvertreib. Welch ein Gott! Welch ein Spieler und Tändler, oder vielmehr welch ein grausames und schreckliches Wesen wäre da Gott! — Ist es anders, wenn die Menschen nicht eigentlich und persönlich fortdauern? Und sind denn die Menschen etwas anders, als Sachen, Dinge, Puppen zum Spielen, possirliche Erscheinungen der Urkraft, die sich schnell wieder in ihre dunkle Quelle verlieren?

Doch was will ich, was sage ich? Der Mensch soll ja nach dem Tod zur Urkraft zurückkehren! — Indem aber der sichtbare, leibhafte Mensch, gestorben, dem Sarg und Grab übergeben wird, und da, wie wir alle wissen, zu Staub vermodert, was kehrt denn also zur Urkraft zurück? Entweder Nichts, oder Etwas, das im Menschen ist, d. h. der menschliche Geist. Es muß auch wohl der Mensch mehr als Körper seyn, oder im Körper einen Geist haben. —

Es kann auch, wenn etwas vom Menschen zurückkehrt, nichts anders zurückkehren, als dieser sein Geist. — Es verrathen auch selbst die Gegner der eigentlichen Fortdauer einen und ihren Geist in sich, dadurch, daß sie Bewußtseyn, obgleich nicht das rechte haben; daß sie denken, sogar in die Zukunft und über das Leben hinaus und an den Tod und an das Schicksal nach dem Tod denken; daß sie frei, daß sie eines freien Sinnes und Verstandes und Willens sind, und daher eben so gut, als Andere, ein besseres Bewußtseyn haben, und noch erlangen könnten, wenn sie kraft ihrer Freiheit und deren vernünftiger Anwendung dem Bösen entsagen, und dem Guten huldigen wollten. Was kann aber mehr von einem Geist, von einem freien Geist im Menschen zeugen, als das Stattfinden dieser Erscheinungen und Thatsachen und Wirkungen des Menschen?

Der Mensch hat also einen und einen freien Geist in sich, und dieser dauert, nach der Ueberzeuguug aller ächten Denker, in einer andern Gotteswelt fort, wie er hier ist und wird und weiter wird; nach der Meinung der Halbdenker aber kehrt er in die Urkraft, wesentlich verändert und zerstört oder ohne Bewußtseyn zurück. — Gleichwohl lassen diese Leute den menschlichen Geist, wie alles, von der Urkraft, von Gott, herkommen! Heißt das nicht: der menschliche Geist ist ein Werk der Urkraft, ist und stammt von Gott? Ist aber der menschliche Geist eine Wirkung Gottes, des allgemeinen und höchsten Geistes, und stehen auch hier, wie überall, Ursache und Wirkung, Grund und Folge, Quelle und Bach, Vater und Sohn, mit einander im Verhältniß, im natürlichen und verwandtschaftlichen Zusammenhang, muß da nicht der von Gott gekommene oder erzeugte menschliche Geist, nach seiner Art, dieselben Eigenschaften haben, die Gott

hat, und nicht nur haben, sondern auch behalten? Was Gott in seiner Kraft und Natur ist, ewig ist und hat, das muß auch der Gott gleichsam entsprossene menschliche Geist nach der besondern Kraft und Beschaffenheit des ihm in der Reihe und Ordnung der Dinge, des ihm in der Schöpfungsfolge gewordenen Wesens ewig seyn und haben. Wer weiß es anders und besser? Ist nicht eben deßwegen der menschliche Geist eine Wirkung Gottes, weil er Gott ähnlich ist? Und ist nicht eben deßwegen Gott der Vater aller Geister, weil er sie aus seiner Kraft und Natur gezeugt, und damit den göttlichen ähnliche Eigenschaften auf sie übergetragen hat? Liegt dieß nicht auch, kraft dessen, was die menschlichen Geister sind und thun, und zu seyn und zu thun vermögen, am Tag? Und konnten, mit einem Wort, die menschlichen Geister von Gott abstammen, ohne des göttlichen Wesens und der göttlichen Eigenschaften, nach ihrer besondern Art theilhaftig zu seyn? Konnten und können die menschlichen Geister bei ihrer, obgleich mittelbaren Geburt von Gott etwas anders empfangen, als was Gott ist und hat? Und konnte und kann Gott den menschlichen Geistern bei ihrer Erzeugung von etwas anderm, als von seiner Kraft und Natur mittheilen? Und konnte und kann sich die göttliche Kraft und Natur, indem von ihr und ihrer schöpferischen Wirksamkeit menschliche Geister ausgingen, da mehr als abändern, konnte sie sich da wesentlich verändern, und etwas werden, was sie nicht ist? Und konnten und können die menschlichen Geister aus der ewigen, lebendigen Kraft und Natur Gottes geboren, anders als ewig seyn und dauern? Oder konnte und kann die ewige Lebenskraft und Natur Gottes bei den daraus hervorgegangenen menschlichen Geistern nur eine zeitliche und vergängliche seyn, oder

werden? Unmöglich. Ein ewiger Geist kann nur ewige, nur ewig lebendige, nur unendliche Geister aus seinem Wesen erzeugen, folglich können sie, können auch die menschlichen Geister die ihnen, die ihrer Kraft und Natur einwohnenden Eigenschaften so wenig verlieren, als Gott selbst die seiner unermeßlichen und unendlichen Kraft und Natur einwohnenden Eigenschaften verlieren kann.

Da nun das Bewußtseyn gerade die Haupteigenschaft Gottes und jedes freien, vernünftigen Geistes ist, der Mensch auch wirklich, als freier, vernünftiger Geist diese Eigenschaft hat, in seiner Kraft, in seinem Wesen hat, — wie kann der menschliche Geist jemahls und durch irgend etwas, in irgend einer Zeit und durch irgend eine Veränderung diese seine Haupteigenschaft, dieses sein wirkliches und gegenwärtiges Bewußtseyn verlieren? *) Wie kann etwas im Raum und in der Zeit, irgend eine Veränderung im Raum und in der Zeit, oder seines dem Raum und der Zeit angehörigen Körpers den menschlichen Geist selbst erreichen und betreffen, da dieser, wie Gott, unräumlichen und unzeitlichen Wesens, und darum außerhalb des Raumes und die Zeit ist? Tritt denn der menschliche Geist selbst und dem Wesen nach, in den Raum und in die Zeit, oder nur seinem Leib nach? — — Der menschliche Geist müßte demnach selbst und von selbst aus seiner Kraft und Natur fallen, und nichts und zu nichts werden, falls er das Bewußtseyn verlieren sollte. Ein Nichts kann aber nicht zurück-

*) M. s. meine Schrift: Die Unsterblichkeit der menschlichen Seele aus allem Zweifel gesetzt. Achte, durchaus verbesserte Aufl. S. 75. u. d. f.

kehren; weil es als Nichts auch nicht ist, oder nicht mehr wäre. Und selbst und von selbst kann der menschliche Geist so wenig ein Nichts werden, als Gott. Ein ewiger, ein an sich und in sich, ein seinem Wesen nach urlebendiger Geist, wie könnte er, wie könnte sein Wesen und Leben, sein Leben und Wesen durch sein Wesen und Leben je tod und nichts werden und verschwinden? Ist nicht das, was ewig ist, ist nicht ewiges und ewig lebendiges Wesen auch unvergänglich und unzerstörlich? Was wäre, was hieße sonst ewig und ewig lebendig? Kann ewig seyn, was nicht ewig lebendig ist, und ewig lebendig, was nicht ewig besteht? — Und ist nicht der Mensch sein Wesen und seine Kraft, und sein Wesen und seine Kraft der Mensch? Und ist nicht der Mensch mit seiner Kraft und Natur, und die menschliche Kraft und Natur mit dem Menschen Eins? Und ist nicht darum auch der Mensch in seiner Kraft und Natur Eins? Und sind nicht darum auch die Eigenschaften des Menschen mit und in seiner Kraft Eins, und mit und in seiner Kraft, und wie seine Kraft und sein Wesen und sein Leben ewig, unvergänglich, unzertrennlich, unzerstörlich? — Und der Wille eines vernünftigen Geistes, der kraft seiner Vernunft und Vernunftbildung Gott und der göttlichen Seligkeit je länger je näher zu kommen im Stand ist, wie könnte er statt dessen lieber nichts, ein Nichts werden wollen? — Unmöglich, alles unmöglich. Ist daher etwas gewisser, und mehr aus allem Zweifel gesetzt, als daß nach dem Tod der menschliche Geist, wie er ist, und wie er hier, durch unser rechtes, oder unrechtes Zuthun geworden ist, und mit dem Bewußtseyn dessen und seiner Beschaffenheit und seiner irdischen Geschichte, kurz, mit dem Bewußtseyn seines Lebens und seiner selbst dort fortdauert,

dort

dort eingeboren, dort vom neuem bekörpert, das hier begonnene freie Leben mit dessen Zweck weiter verfolgt.

Uebrigens ist nicht nur keine bewußtseynlose, sondern auch keine mit Bewußtseyn verknüpfte, mit einem Wort, gar keine Rückkehr des menschlichen Geistes zur Urkraft möglich und statthaft. Geister, die von Gott mittels der Natur und seiner Natur geboren und zur Welt ausgegangen, und besondere Geister geworden sind, können so wenig in Gott, in die Urkraft zurückkehren, als von Aeltern erzeugte und von Müttern geborne Menschen in den Mutterleib wieder eingehen können. Aber wie Kinder an ihren Aeltern hängen, und durch Einvernehmen und Einverständniß mit ihnen einig und gleichsam eins werden können, so kann es auch zwischen den menschlichen Geistern und Gott seyn. Mit Gott einig und eins werden, Gott und seinem Willen näher kommen, an Gott gleichsam emporstreben; und zur Urkraft oder Gott zurückkehren, ist zweierlei. Und was die Bösen betrifft, so kommen diese gar von Gott ab, und immer weiter, je mehr sie mit sich selbst und ihrer Vernunft zerfallen. Wehe den Bösen! Denn der Menschen Bestimmung und Aufgabe ist: ihre und ihres Verstandes und Willens und Strebens Einigwerdung und Einigkeit und Einheit mit sich selbst und mit Gott, dem Allvater.

Wie gewiß, wie aus allem Zweifel gesetzt dieß, diese unsere Fortdauer auch ist, so wäre sie doch nicht gewiß, ja, nicht einmahl möglich, hätte der Mensch keinen eigenen und freien, keinen besondern und selbstischen Geist in sich. Und ob dieß gleich nicht weniger gewiß ist, so fehlt es doch nicht an Leuten, selbst an Philosophen, die es bezweifeln und läugnen, auch wohl gar für ganz unerweislich erklären. Wie sonderbar und absprechend! Erhellet

denn die Eigenheit, die Besonderheit, die Selbstheit (Substanzialität) unsers Geistes nicht aus der äußerlichen und sinnlichen Eigenheit, Besonderheit, Selbstheit des Menschen, als wodurch er sich von allen Wesen seiner Gattung und von den übrigen Dingen der sichtbaren Welt unterscheidet? Wäre diese Unterschiedenheit möglich, wenn ihr keine innere zum Grund läge, wenn des Menschen Innerm kein eigener, besonderer, stelbststischer, kein von allen menschlichen und andern Geistern, wie vom göttlichen Geist, unterschiedener Geist einwohnte? Könnte und kann die körperliche Persönlichkeit, der äußere Mensch anders, als so Statt finden, anders, als durch eine geistige Persönlichkeit, da alles Aeußere nur der Wiederschein, nur das Bild, nur der Ausdruck des Innern ist? — Ohne Inneres nichts Aeußeres, ohne Geistiges nichts Körperliches, und nichts besonderes Körperliches und kein besonderer Körper ohne besonderes Geistiges, ohne besondern Geist; — also auch kein Mensch ohne menschlichen, ohne den Menschen in sich begründenden und bewegenden und erhaltenden Sondergeist.

Und da die Menschen nicht gleich als Menschen in die Welt treten, sondern erst nach und nach werden, nach und nach sich als Menschen entwickeln und bilden, zeigt das nicht noch deutlicher von einem besondern Geist in uns? Könnten Menschen, besondere Menschen werden, ohne besondere Geister? Könnten die Menschen zu eigenen, freien, selbststischen und selbstständigen Wesen sich erheben, ohne daß ein eigener, selbststischer Geist sie belebte, der es bewirkte, oder durch den und dessen Kraft sie es je länger, je mehr bewirkten? Könnte diese unläugbare Wirkung, diese Thatsache der Werdung des Menschen zu einem freien und selbststischen Wesen ohne Ursache, ohne besondere

Ursache Statt haben? Und beruht nicht auf diesem Geist und seiner Kraft, in und mit welcher der Mensch wird und erwächst, und über seinen Körper und die Natur hinausgeht, beruht nicht darauf seine und seines Geistes Freiheit und Eigenheit und Besonderheit und Selbstheit? Muß nicht selbst seyn, was frei ist? Und ist und wird denn nicht der Mensch selbst, und ein Selbst, eine Person durch sein inneres Selbst, durch sein inneres Selbstwesen, durch seinen Selbstgeist und dessen Selbstkraft, d. h. der Kraft, selbst zu seyn und zu werden, und die gewonnene menschliche Natur, zu einem Ich, zu einer Person mit Bewußtseyn zu machen? Ohne Selbstgeist, ohne selbstistischen Geist, ohne die Kraft des menschlichen Geistes, wie Gott und nach Gott, selbst und ein Selbst, ein Selbstgeist, ein Selbstwesen zu seyn und zu werden, ohnedieß kann kein Mensch, kein Menschenkind selbst, ein Selbst, ein selbstistisches Wesen, ein Ich, eine Person seyn und werden, und sich äußerlich als eine Person darstellen.

Nur so, nur durch einen Selbstgeist, nicht anders und durch nichts anders, und nicht einmahl durch Gott unmittelbar ist ein Selbst, ein Ich, eine besondere menschliche Person möglich und wirklich. Kann Gott als Gott, kann Gott allgemein wirken, kann Gott den Menschen allgemein, im Allgemeinen und zu einem allgemeinen Wesen, kann Gott den Menschen zu Gott machen, und jedes Geschöpf zu einem Gott, zu einem Neben- und Mitgott ausprägen? Und kann Gott selbst oder unmittelbar wirken und sich mittheilen? Nur mittels und von seiner Selbstkraft und Natur, nur durch schöpferische Sonderung von seiner Selbstkraft und Natur zum Behuf besonderer Geschöpfe geht alles aus, und ist alles ausgegangen. — Könnte Gott auch, wiewohl es

unmöglich ist, anders d. h. überhaupt und im Ganzen sich mittheilen, als Gott in die Natur übergehen, als Gott aus sich heraustreten, oder gar in Naturen sich vervielfältigen, so wüßte man doch nicht, warum und wozu es geschähe, da nichts weiter herauskäme, als was schon da wäre, nichts weiter, als derselbe, als einerlei Gott. Ja, bei vielen Göttern verlöre sich Gott ganz, verlöre sich Gott in die Götter, und die Welt ermangelte eines und ihres Gottes, ihres Grundes und Trägers, und zerfiele. Doch die Mittheilungs- und Schaffungsweise der Menschen und aller lebendigen Dinge in der Natur offenbart und bestätigt die angegebene besondere und mittelbare göttliche Mittheilungs- und Schaffungsweise auf's beste. Gehen die Menschen, wie sie sind, in die Natur über, setzen die Menschen unmittelbar sich Menschen an die Seite, stellen die Menschen gleich erwachsene Menschen, gleich Ebenbilder ihrer auf und dar? Mittels ihres besondern Selbstgeistes und der Wirkung seiner Kraft und seines Einflusses auf den Körper ertheilen die Menschen von und aus ihrem besondern Selbstgeist und Leib besonders gewirktes und besonders und selbst fortwirkendes und fortlebendes Wesen, ertheilen sich Aeltern in Geist und Stoff, in Stoff und Geist zu andern ihnen ähnlichen Menschen. Zeigt sich aber da, in dieser wirklichen Mittheilung und Absonderung von der menschlichen Natur, in dieser wirklichen Grundlage des Menschen nach Geist und Leib, zeigt sich da nicht ganz offenbar die Quelle der Besonderheit und der Selbstheit, der eigenen innern und äußern Wesenheit, der besondern, der selbstischen Geistigkeit und Körperlichkeit des Menschen? Und da Gott auf ähnliche Art erzeugt, da Gott, der Alles in Allem ist, und Alles aus seiner — und mittels seiner Kraft und Natur schafft und geschaffen hat,

auch Menschen, Urmenschen; d. h. besondere Wesen, die Menschen heißen, hervorgebracht hat, da, mit einem Wort, zuerst die Menschen aus Gott und seiner Kraft und Natur angekommen sind, wie sie nun als Kinder aus ältern Menschen und ihrer Kraft und Natur zur Welt kommen, macht das die Besonderheit und Selbstheit der menschlichen Geister nicht noch offenbarer, nicht völlig gewiß? — So erhellet aus allem, erhellet aus unserer zeitlichen Entstehung von Aeltern, und aus unserer ursprünglichen Abstammung von Gott, erhellet aus unserer ganzen Entwickelung und Bildung und Geschichte, des menschlichen Geistes Eigenheit und Besonderheit und Selbstheit, oder Selbstseynlichkeit und Selbstständigkeit. — Und obgleich Gott allein schlechthin, und an und für sich selbst ist, der Mensch hingegen, wie Alles, wird und geworden ist, so ist er doch aus Gott und Gottes Selbstkraft geworden, und besonders geworden, darum auch ein besonderes, eigenes, selbstistisches Wesen, ein Wesen für sich und frei und keines Andern, und lebt selbst und sein eigenes Leben in alle Ewigkeit. Und obgleich die Menschen der Entstehung nach nicht ewig sind, und nicht gleich sind, was sie sind, so werden und währen sie doch, kraft ihres göttlichen, ewigen und ewig lebendigen Geistes, ewig, und werden immer mehr, als was sie sind, werden immer besser und vollkommener und gottähnlicher und glückseliger. — Warum und wozu auch beim Seyn und Leben und Bestehen eines Gottes andere als solche Wesen? Wären Dinge, die an der Natur und an Gott unmittelbar wüchsen und hingen und hängen blieben — etwa besser?

Daß die Besonderheit und Selbstheit des menschlichen Geistes sich noch besser und schärfer und bestimmter, wie umständlicher und förmlicher darthun, — und vornehmlich

noch durch den Begriff, den Wesensbegriff von Gott, und von dem Zweck der vorhandenen Dinge und Menschen gar sehr unterstützen läßt, das gestehe ich gern, und werde es zu seiner Zeit sogar ausführen. Und ob dieß gleich, und überhaupt der Erweis unserer Selbstheit und unserer davon abhängigen unendlichen Selbstfortdauer die schwerste Sache für einen Philosophen und Denker ist, so geht doch der Herr Professor Krug viel zu weit, wenn er sagt: So zuversichtlich auch jeder Wohlgesinnte ein durch keine Zeitgränze bedingtes Seyn und Wirken in einer übersinnlichen Ordnung der Dinge hoffen darf, so läßt sich doch die Unsterblichkeit der Seele um so weniger beweisen, da die Substanzialität derselben nicht einmal erwiesen werden kann? (M. s. S. 30 der 1. Mitth. des teutsch. Sokr.) — Mir erscheint die Sache klärer, als dem Herrn Prof. Krug, und ich sehe gar nicht ein, wie und was anderes aus und von Gott, dem ewigen Selbstgeist kommen kann, als Selbstgeistiges und Selbstkräftiges, als Kräfte und Geister, die durch das, worin sie sind, d. h. worin sie in die sinnliche Natur und Welt eingegangen sind, die durch ihren Körper und dessen Gebrauch zu Selbstwesen, zu Gott ähnlichen Wesen werden und sich wirken, — sehe nicht ein, wie aus gleichem, aus menschlichgöttlichen Selbstgeist, der zu und in Menschen übergeht, andere, als selbstische, als besondere und ewiglebende menschliche Geister und Wesen emporkommen können. Aus und von der Kraft des Wesens, das selbst ist, und selbst lebt, aus und von der Kraft und dem Wesen des göttlichen und des aus ihm gewordenen menschlichen Geistes was kann doch da anders kommen, als Geist und Wesen mit der Kraft und Wirkung selbst zu seyn und zu werden? — Uebrigens ist und bleibt die Sache, wie schon der sprachliche

Ausdruck derselben verräth, außerordentlich schwer zu ergründen und deutlich zu machen; daher beschäfftigt sie mich fortwährend, und ich werde dieß eher oder später beweisen. Vielleicht wird sie dann noch deutlicher und einleuchtender, und bewegt den Herrn Prof. Krug, jene und andere Stellen seines sonst vortrefflichen Handbuchs der Philosophie danach abzuändern und zu verbessern.

Kurzer Abriß der Geschichte meines Lebens und Schicksals.

Fortsetzung.

Leipzig.

Nachdem ich von dem damahligen Rektor der leipziger Universität, dem verstorbenen Dr. und Professor Haase, inscribirt, und der Zahl der akademischen Bürger einverleibt worden war, begann ich die beiden Zwecke zu verfolgen: durch Schriftstellerei mir etwas zu verdienen, und dabei nach aller Möglichkeit und Kraft fortzulernen. Der letzte Zweck hing jetzt vom ersten ab. Eben deßwegen war ich nach Leipzig gegangen, besonders weil da bisweilen, wie mir Fichte noch zur Ermunterung gesagt hatte, Buchhändler mit angehenden und hoffnungsvollen Schriftstellern gemeinschaftliche Sache machen, und deren Werke in vertragsmäßigen Verlag nehmen. Solches Glück wurde mir nun zwar nicht zu Theil, aber ohne deßhalb den besagten Zweck ganz vereitelt zu sehen. Denn einige auswärtige Buchhändler nahmen meine Arbeiten in Verlag, z. B. Richter in Altenburg das: Psychologische Magazin, wovon drei Stücke erschienen, — und das bald darauf folgende Werkchen: Die gerettete Rechtmäßigkeit der Todesstrafen." — Diese der Empfindelei der Zeit über und

wider die Todesstrafen entgegengesetzte Schrift gefiel nichts desto weniger vielen verständigen und urtheilsfähigen Männern. Ich selbst dagegen fand bald vieles daran auszusetzen; noch mehr jedoch an einigen andern damahls von mir erschienenen, und flüchtig und leidenschaftlich lebhaft und einseitig abgefaßten Schriften, weßhalb, und um nicht ohne Noth weitläuftig zu werden, ich von diesem Punkt zu dem andern des Fortlernens eile.

Nie vergaß ich über der Schriftstellerei, sie mogte mir auch noch so vortheilhaft seyn, das Fortlernen, das Streben nach höherer und vollkommnerer Wissenschaft. Daher erbat ich mir von dem bekannten Professor Beck, daß ich seine *geschichtlichen* Vorlesungen unentgeltlich besuchen durfte. Schade nur, daß ich mehr davon erwartete, als ich *sollte!* Nur für Anfänger, nur für solche, welche die Geschichte noch nicht ordentlich, noch auf keiner Universität gehört hatten, paßten eigentlich Beck's geschichtliche Vorträge, und nicht für mich, der ich höhere Ansprüche an die Geschichtslehrer machte, und weitere Aufschlüsse von ihnen verlangte. Es ist nicht zu läugnen, Beck's Vorlesungen waren, wie es auch sein Lehrbuch der Geschichte bezeugt, eine gute und reiche Dar- und Zusammenstellung der bekannten *geschichtlichen* Thatsachen an und nach dem Lauffaden der Zeit; — allein vom Geist der Zeit und der Zeiten, dem allgemeinen und besondern Geist; von dem, was die Geschichte im Grund und Hintergrund macht, und leitet; von den natürlichen und künstlichen Triebrädern und Strebnissen und Ergebnissen der Geschichte und des Lebens großer handelnden Personen; von dem mannichfaltig bestimmten und mannichfaltig bestimmenden Innern und Wesen der Geschichte; von dem Einfluß der Geschichte

auf den menschlichen und völkerschaftlichen Geist, und dieses Geistes und seiner Ideen auf die Geschichte; von dem Ineinanderlaufen und Ineinanderwirken vieler, zumahl großer Weltbegebenheiten, und der mit daher rührenden Aehnlichkeit der Geschichte der Völker und der Zeiten und der Umwandlungen der Dinge, — — von dem allen wurde ich bei Beck theils wenig, theils nichts gewahr. Wer hieß mich aber auch von gewöhnlichen Geschichtsvorträgen so viel erwarten? —

Also durch die geschichtlichen Vorlesungen in Leipzig, wie in Jena durch die philosophischen Lehren unbefriedigt, und gewisser Maßen darüber verdrüßlich, griff ich zur Beschäfftigung meines strebsamen Geistes nach Kant's Schriften, namentlich nach seinen Critiken der reinen und der praktischen Vernunft, und suchte sie durch wiederholtes Lesen und Studiren möglichst zu ergründen und zu verstehen. Besser, als ich anfangs glaubte, gelang mir dieß endlich, dadurch, daß ich mit der Feder in der Hand die kantischen Critiken las, und den ganzen Ideengang der Critik der reinen Vernunft zu Papier brachte. Dieser Ideenauszug aus Kant's vornehmster Schrift, den ich noch besitze, und aufzeigen kann, dieses Unternehmen, die kantischen Schriften für mich selbst zu durchdringen, und die neue Philosophie der Quelle zu entschöpfen, — das war das Wichtigste, was ich während meines Aufenthalts in Leipzig that und bewirkte. Kann ich anders sagen, da dieß weder ohne innere, noch ohne äußere Folgen blieb, und meine bekannte: „Herausforderung an den Hrn. Professor Kant in Königsberg, die Hauptsätze seiner Transscendentalphilosophie entweder von neuem zu begründen, oder sie als unstatthaft zurückzu-

nehmen" — veranlaßte? Zu einiger Entschuldigung dieser nicht gut, zu renomistisch betitelten, und zu dreist und absprecherisch geschriebenen Schrift, mogte und mag das unter meinen Namen gesetzte Motto dienen: Darf ich anders seyn, als Andere, — anders denken, und es sagen? —

In dieser Herausforderung an Kant, die mir mancherlei Schaden that, und zu meiner so langen Verkennung viel beitrug, wollte ich die von dem königsbergischen Philosophen S. 22. der Vorrede zur Critik der praktischen Vernunft geäußerte Besorgniß: „Was Schlimmeres könnte aber meinen Bemühungen um die Philosophie wohl nicht begegnen, als wenn Jemand die unerwartete Entdeckung machte, daß es überall gar keine Erkenntniß a priori gebe, noch geben könne," — dieß wollte ich wirklich in der Herausforderung an Kant, — und zum Theil auch in der: Berichtigung der Urtheile des Publikums über Kant und seine Philosophie, — wahrmachen und darthun. Ich glaube auch, daß ich es erwiesen habe, wenn gleich nicht so klar und deutlich und bestimmt, als ich jetzt es zu erweisen mir getraue. Durchaus gibt es keine Erkenntniß a priori im Sinn und nach der Angabe Kant's. Alle Erkenntniß a priori ist eine auf Regeln, auf Sätze und Grundsätze gebrachte, und so verallgemeinte Erfahrungskenntniß, ist Einsicht in die Erfahrung und ihr und ihrer Dinge Wesen und Grund. Freilich kann man dann, kann man bei dieser Einsicht in die Erfahrung, bei dieser Erkenntniß des Wesens und des festen und feststehenden Grundes der Dinge von der Erfahrung absehen, und doch und a priori erkennen und wissen, ja, selbst dieser Erkenntniß und Wissenschaft die Erfahrung unterwerfen, und sie danach anstellen,

aber ist und wird es deßhalb und dadurch eine andere, als von der Erfahrung abgeleitete und abgezogene und mittelbare Erkenntniß? Es ist ein Unterschied, ob ich über die einzelnen und besondern Ergebnisse der Erfahrung zum Allgemeinen und Feststehenden und Regelmäßigen, nehmlich der Erfahrung und der Erfahrungswelt, ob ich zur Uebersicht der Erfahrung und zur Einsicht in deren Beschaffenheit und Grund mittels der Erfahrungskenntniß und der sie bearbeitenden Vernunft mich erhebe, — oder ob ich dieß ohne Erfahrung bewirke, ob ich ohne Erfahrung hinter die Erfahrung und zu jener höhern Vernunfteinsicht und so genannten Erkenntniß a priori gelange. Das Letztere ist gar nicht möglich, und es läßt sich durchaus nichts a priori wissen, wenn man nichts a posteriori weiß, wenn man keine sinnliche Erfahrung und Erfahrungskenntniß besitzt. Ist denn nicht die Erfahrung, die einzelne und besondere Erfahrungskenntniß der Stoff, wie das Feld, woraus und worauf die Vernunft durch denken und schließen und folgern die allgemeine, die höhere Einsicht in die Dinge und die Welt sich erzeugt?

Und kann es Höheres ohne Niederes, und ohne Besonderes Allgemeines in Wirklichkeit und Erkenntmiß geben? Ja, kann man nur ohne Erfahrung wissen, was und wo und wie die Dinge sind und wirken? — Die Nichtunterscheidung zwischen dem bloßen philosophischen Absehen von der bekannten Erfahrung, — und dem Unwissen und Undaseyn der Erfahrung; so wie die Kunst, nach der Vernunft, nach der Grunderkenntuiß die weitere Erfahrung vorher zu wissen, und selbst zu betreiben, — überhaupt die neue große Rolle, welche die Vernunft in der kritischen Philosophie

spielt, *und mit allem Recht spielt*, — das hat ohne Zweifel Kant'n zur Annahme s e i n e r, als einer von der Erfahrung unabhängigen und unmittelbaren Erkenntniß a priori verleitet. Mögte nur Kant von der Höhe des Denkens zum Erfahrungsboden, dem er entstiegen war, mehr herabgesehen, und erwogen haben, daß seine Erkenntniß a priori ohne Anwendung auf die Erfahrung, mithin ohne den Bestand und Fortgang der Erfahrung alles Nutzens und Werthes ermangelt, so würde es ihm bald klar geworden seyn, daß eine solche Erkenntuiß auch nicht ohne die Erfahrung und deren Kunde zu Stand kommen konnte, oder daß seiner Erkenntniß a priori die Erfahrung, und der Erfahrung d. h. hier der *freien* und *absichtlichen* Erfahrung die Vernunfteinsicht *in* die Erfahrung zum Grund liegt, daß es folglich ohne Erfahrung, ohne Kenntniß a posteriori keine Erkenntniß a priori gibt und geben könne.

Da die Sache, wenigstens für alle Liebhaber der Philosophie wichtig ist, so will ich sie durch ein Beispiel erläutern: Alle Wetterregeln, alle Erkenntnisse des Wetters a priori sind weder ohne Wettererfahrung und Wettererfahrungskenntniß entstanden, noch ohne weitere Wettererfahrung, ohne weiteres Wetter und Erfahren des Wetters nutzbar, folglich nach Entstehung und Anwendung vom Wetter und der Wettererfahrung abhängig. Wie könnte es eine Wettererkenntniß, eine Vorkenntniß des Wetters ohne Denken über das Wetter, über das b i s h e r i g e Wetter und seine Ursachen und Gründe geben? Und wie könnte diese Vorkenntniß des Wetters ohne weiteres Wetter und Wettererfahren etwas zu bedeuten haben? Gleicher Weise verhält sich's auch mit der philosophischen Erkenntniß a priori. Sie ist, wie n i c h t s, so auch n i c h t ohne die Erfahrung, und bloß eine

weitere, höhere, oder tiefere, und auf dem erfaßten innern Grund und Wesen und Bestand der Dinge und ihrer Gesetze beruhende Erfahrungserkenntniß, mittels welcher man aus der bisherigen Erfahrung die fernere Erfahrung im Allgemeinen und in gleichen und ähnlichen Fällen ersieht und vorherweiß. Und ist es nicht der Zweck der Vernunft, vom Einzelnen und Besondern der Erfahrung und der Erfahrungsgegenstände zum Ganzen und zum Grund und zum Wesen und zur Art und Weise des Seyns und des Wirkens eines Dinges und der Dinge, — und so zu allgemeinen Begriffen und Sätzen und Grundsätzen und Ansichten sich zu erschwingen, mit wenigen Worten, die Erfahrung und Erfahrungskunde zur Wissenschaft und Wirksamkeit zu benutzen, oder vielmehr sie in Erkenntniß und Kunst zu verwandeln, und alles Thun, und Wirken der Natur zu wissen, und alles Wissen zu thun und zu berücksichtigen? Ist das nicht die Aufgabe für unsere Vernunft? Erhellet aber daraus nicht auf's klärste, daß alle, auch die kantische Erkenntniß a priori ein bloßes Erzeugniß der Vernunft aus der Erfahrung und ihrem Grund und Boden ist? Freilich wird der Grund und das Wesen und das Gesetz des Daseyns und Lebens und Wirkens der Dinge und Menschen nur durch die Vernunft erkannt; aber doch nur m i t t e l s und n a c h der Erfahrung? Und hängt denn das, was ich nur mittels und nach der Erfahrung erkenne und weiß, nicht von der Erfahrung ab?

Nach solchen Beschäfftigungen und Arbeiten, oder auch, wenn man will, gelehrten Thaten verließ ich im Herbst 1796, versessen und ermüdet Leipzig, und reisete nach Plauen zu meinen Aeltern, die je länger je weniger wußten, wo es mit mir —, oder wo ich hinauswollte. In Plauen genoß ich einige Ruhe und Erholung, und befreiete mich von einem aus Leipzig mitge-

brachten sehr lästigen Uebel. Wie gut, daß es sich so *fügte!* Denn als ich die Reise von dreißig Meilen nach

Göttingen

antrat, so fiel den andern Tag arges Regenwetter ein, und verfolgte mich fast bis nach Göttingen, wo ich gleichwohl den vierten Tag gegen Abend eintraf. — Je mehr und je länger ich mich nach Göttingen gesehnt hatte, mit desto größerer Liebe umfaßte ich meine alte Lieblingswissenschaft, die Geschichte. Der bekannte Dr. und Professor der Theologie, Stäudlin war Prorektor, und hatte *mich ohne* Weiteres und *mit* beynahe gänzlichem Erlaß der gewöhnlichen Gebühren unter die göttingischen akademischen Bürger eingeschrieben. Noch weit angenehmer war mir's, daß der Hofrath Gatterer, dieser berühmte Geschichtsforscher, gleich darauf Vorlesungen über die historischen Hilfswissenschaften eröffnete. Darein ging ich mit großem Vergnügen, zumahl da der treffliche und menschenfreundliche Mann eines Tages das Leiberemplar seiner Geographie, das er eben auf der Lehrkanzel zum Gebrauch vor sich *liegen hatte,* nahm, und es mir im Collegium vor allen Zuhörern verehrte. Dieses mit nicht wenigen Bemerkungen von Gatterer's eigener Hand beschriebene Exemplar bewahrte ich auf als ein herrliches Kleinod, und ließ und lasse es mir immer zum Antrieb dienen, wenn gleich nicht mehr in der Geschichte, wie ich früherhin dachte, so doch in der Philosophie ein anderer Gatterer, ein gründlicher und unermüdlicher Forscher und Gelehrter zu werden und zu seyn. Wie sehr ich da bedauerte, daß Gatterer

schon so hoch betagt war, und nur noch wenig lehrte, das kann man sich leicht denken.

Zum Ersatz, zum Glück für mich, war jedoch ein neues Gestirn am geschichtlichen Himmel aufgegangen, der Herr Professor Heeren. An ihn hielt ich mich nun vornehmlich. Noch nicht lange hatte ich seinen lichten und schönen, ja, meisterhaften Vorträgen der alten Geschichte beigewohnt, als ich wie entzückt merkte, daß Heeren der rechte Mann für mich wäre, und daß ich durch ihn endlich in der Geschichte auslernen würde. Hier war mehr als ein Zeitungscollegium über die alte, mittlere und neuere Geschichte, mehr als eine Sammlung und Schichtung der Völkerbegebenheiten in die gewöhnlichen Maße der Zeit, mehr als Kram des Gedächtnisses und für das Gedächtniß; — hier gewahrte ich in der Geschichte der Zeit und der Zeiten das Innere, das wunderbare Wesen, wie dort der Prophet Ezechiel Gott auf seinem mit Licht und Flammen umgebenen Thron, der auf Rädern fortgerollt wird, die von sich selber gehen, weil ein lebendiger Geist in ihnen ist; — hier erblickte ich in den mancherlei Geweben der Zeit die größern und kleinern, die stärkern und schwächern, bald nebeneinander fortlaufenden, bald sich durchkreuzenden, bald rechts und links in die nachbarlichen Geschichten übergehenden Fäden und Züge; — hier hörte ich zuerst von Ideen, um welche die Geschichten der Staaten überhaupt, und in den einzelnen Zeitabschnitten sich herumdrehen, und sah die vornehmsten handelnden Personen mittels kurzer, treffender Schilderungen ihres Charakters vor meinem Geist auftreten; — hier erfaßte ich die Geschichte mehr nach ihrem Zusammenhang und gemeinsamen Inhalt, mehr, als ein zwar nach Zeiten und Oertern und Umständen verschiedenes, aber darum doch

aus allerlei Grund und Stoff und zu einerlei Ganzen im Erfolg und Zweck sich ent- und ein- und wieder- und fortentwickelndes sowohl gutes und erfreuliches, als böses und erschreckliches Werk der Menschen und der Welt und des Schicksals. — Ob allen, ob denen, welche die Thatsachen der Geschichte noch nicht innehatten, die Vorlesungen Heerens dasselbe waren und leisteten, ja, ob selbst Heeren bei seinen Vorträgen dasselbe im Geist klar und deutlich vorschwebte, weiß ich nicht. Mir schwebte das dabei vor, mir waren und leisteten und bewirkten Heeren's Vorträge das und fast alles, was ich wünschte, und stimmten mich froh und zufrieden, weil ich nun endlich mit der Geschichte, und so mit einer, oder mit der einen Hauptwissenschaft ziemlich auf's Reine und Gewisse gelangte. Aber man denke nicht, daß es leicht und schnell ging. Ich schrieb die Vorlesungen Heeren's wörtlich nach, und zu Haus noch einmahl ab, um sie ganz zu fassen, und sie mir aufzubehalten. Damit verband ich nicht weniges Lesen trockener geschichtlicher Werke, und benutzte die herrliche göttingische Bibliothek, so sehr ich konnte, und meine Zeit und Kraft es gestatteten. Indem ich nun noch überdieß freien Zutritt zum Herrn Professor Heeren hatte, und nicht selten über beliebige geschichtliche Gegenstände mit ihm sprach, so half das alles meinen Kampf mit der Geschichte entscheiden, und dieselbe mir unterwürfig machen. Heeren, dem nicht leicht eine Erscheinung entging, merkte das, merkte es aus den Unterredungen mit ihm, und den Entgegensetzungen und Einwendungen, die ich mir bisweilen dabei erlaubte, und überraschte mich während eines solchen lebhaften Gesprächs durch die runde Erklärung: „Sie haben genug studirt, und brauchen nicht mehr in die Collegia zu gehen; nehmen Sie die und die Bücher, so kön-

nen Sie sich in der neuern Geschichte selbst vollends forthelfen." —

Auf solche Art von einem berühmten Meister in der Geschichte und in der Gelehrsamkeit für ausgelernt und ausstudirt erklärt, und zu einem eigentlichen Gelehrten ernannt, gehorchte ich, aber wahrlich! nicht eben gern, und besuchte seit dem Jahr 1798 keine Vorlesungen weiter, nachdem ich dieß sieben Jahre nach einander auf vier Universitäten fortgesetzt hatte. — Um über meine Studien und Versuche und Anstrengungen, hoher und allgemeiner wissenschaftlicher d. h. geschichtlicher und philosophischer Bildung theilhaftig zu werden, die Welt in die wahre Kenntniß zu setzen, schreibe ich das alles, nicht aus Eitelkeit! Nein, nicht aus Eitelkeit! Denn ich gestehe hiermit offenherzig, daß die Umstände und Schicksale einen entschiedenen Einfluß auf diese meine Bildungsgeschichte und Besuchung der besagten vier Universitäten gehabt haben. Man darf aber doch sagen, was man, obgleich unter Mitwirkung der Umstände in seinem Leben gewollt und gethan hat, und seine Lebensgeschichte der Wahrheit gemäß erzählen? Gott sey die Ehre und der Preis und der Dank, daß er mich je länger je näher zur wahren Wissenschaft und Gelehrsamkeit leitete, und darin die Quelle der Freiheit und der Ruhe und der Zufriedenheit und Glückseligkeit offenbarte!

Mögte ich nur auch in anderer, als in geistiger und wissenschaftlicher Hinsicht, glücklich gewesen, mögte ich nur auch über meine Schicksale, und insonderheit über meine Vermögensumstände eben so, wie über die Geschichte Herr geworden seyn! Hätte ich das gekonnt, hätte ich meiner Armuth gebieten können, so würde ich ohne Zweifel in Göttingen geblieben, und bei Zeiten einem Gatterer und Heeren nahe, oder als Philosoph über einen Buhle, Bouter-

weck, Meiners noch hinaus gekommen seyn. Man hätte dieß auch von Seiten einiger Obern der Universität, wie ich merkte, nicht ungern gesehen, und Heyne, der so viel vermogte, und sich so viel mit mir abgab, sagte mir ausdrücklich, als ich zu Ostern 1798 bedrängter Umstände halber nach Plauen reisete: wenn Sie etwa hundert Thaler zusammengebracht, oder sich verdient haben, so kommen Sie wieder.

Ich kam auch bald wieder nach Göttingen, indem es mir da ungemein gefiel, aber ohne hundert Thaler, und sogar ohne Aussicht, mir etwas zu verdienen, da alles wider meine Schriftstellerei, folglich auch wider meinen Erwerb, und wider mein Glück wie verschworen zu seyn schien. Heyne selbst bediente sich einmahl dieses Ausdrucks. Es war mir nicht möglich, etwas zum Verlag zu bringen, wahrscheinlich in Folge der Herausforderung an Kant, und daher rührenden geheimen Hasses und Widerwillens wider mich und meine, freilich eigenen und freien und zu wenig schonenden Schriften. Und als Heyne, dem ich alles klagte, es einmahl mit einer meiner Handschriften versuchte, und sie in Hannover bei Hahn zum Verlag bringen wollte, glückte ihm dieß, zu meiner großen Verwunderung, eben so wenig, als mir. Solcher Maßen ging und stand es nie und nirgends mit meiner Schriftstellerei und mit meinem Erwerb und mit meinem Vermögen so schlecht, als in Göttingen, und es schien ordentlich, als ob dieses widrige Geschick und diese Armuth meinem Geist und seinen Fortschritten in der Wissenschaft das Gegengewicht halten, und durchaus meine Festsetzung an der Leine verhindern wollten.

Der Tod meiner vortrefflichen Mutter war nehmlich dazu gekommen, und hatte mich der letzten Stütze, wenig-

stens Zuflucht in der Noth beraubt. Dieser Unfall, den ich gegen das Frühjahr 1797 erlitt, schmerzte mich tief, und erpreßte mir auf meinen einsamen Spatziergängen längs der stillen Leine viele Thränen. Auch stiftete ich der Verstorbenen in einer kleinen, aus wehmüthiger Stimmung geflossenen Schrift: „Gedanken beim Grabe meiner Mutter" — ein Denkmahl kindlicher Liebe, wie ich es eben zu stiften vermogte.

Die Verstorbene verdiente das als eine der besten und edelsten Mütter, die es je unter der Sonne gab, und die früh und spät überaus, ja, unglaublich thätig und bemüht war, ihren Kindern, ein besseres Loos und Leben, denn das älterliche, zu erringen. Sich selbst vergaß sie dabei, und so sehr, daß sie an gar keine Erholung und an gar kein Vergnügen dachte, und deßhalb, vielleicht auch mit wegen des weitaussehenden Erfolges in Betreff ihrer Kinder sich schnell körperlich verzehrte, sie, die für eine der gesundesten, wie der schönsten Personen Plauens gegolten hatte. Kaum auf funfzig Jahre brachte meine heroische Mutter ihr Leben. An ihr verlor ich zugleich den lebendigen Gegenstand, auf welchen ich so gern alles Gute und Angenehme, das mir begegnete, bezog, und dem ich sehnlich und möglichst Freude, zum Lohn der offenbaren Aufopferung für uns, zu machen wünschte. Aber mein Schicksal, mein frühes Mißgeschick, — wie wenig war es geeignet, der zärtlichen und besorglichen Mutter Freude zu machen! Ja, selbst wie wenig künftige Freude versprechend war mein Schicksal! Und lebte sie noch, würde sie sich viel über mein Schicksal und äußeres Glück bis jetzt haben freuen können? Mein alter Vater mag darauf antworten! Wohl also der Heroin, daß sie, wie meine ihr so ähnliche Gattin frühzeitig dieser Welt,

wo das Leben der Guten und Rechtschaffenen immer mehr zu einem beständigen Kampf und Verdruß und Betrug wird, entnommen, und dorthin versetzt worden ist, wo vom zufälligen Aeußern und Erwerb und von der Sorge desselben ungestört, inneres Glück und Frohseyn und Freude an Gott und am Guten und Bau des Guten obwalten!

Daß ich mich alles dessen, und des Umstandes ungeachtet, daß mein Vater allein nicht mehr vermogte, was er in Verbindung mit einer außerordentlich thätigen uud sparsamen Gattin vermogt hatte, folglich mir selbst in der Noth wenig mehr beistehen konnte, daß ich mich dessen, und der Stockung, oder vielmehr feindseligen Hintertreibung meiner Schriftstellerei ungeachtet doch zwei Jahre in Göttingen erhielt, und recht und tüchtig öffentlich ausstudirte, — das verdankte ich hauptsächlich dem oft erwähnten Professor und Geheimen Justiz-Rath Heyne. Dieser wohlthätige Mann, der mich durchschaut und lieb gewonnen hatte, verschaffte mir den Königl. Großbrittannischen Freitisch, wenn gleich nicht förmlich, doch so, daß er mich immer in zufällig leer gelassene, oder leer gewordene Stellen einschob. Daß ich mich dabei auf das äußerste in allem einschränkte, lag am Tag, und half mir mit durch. Nichts desto weniger kam es so weit, daß ich einmahl selbst einer Geldunterstützung von Heyne bedurfte, die ich nur niedergeschlagen und voll Unmuths annahm, und die mich mehr als alles zu dem Gedanken und Vorsatz aufreitzte, mein Glück anderwärts, etwan in Berlin zu suchen.

Es war auch alles umsonst, mich in Göttingen länger erhalten zu wollen. Denn ich konnte nicht einmahl meine hernach so bekannt gewordene, und zu Göttingen entworfene Schrift: „Europa's Pflicht, die Türken

wieder nach Asien zu treiben und Griechenland mit dem Occident zu vereinigen," — nicht einmahl diese Schrift konnte ich jetzt bei einem Buchhändler zum Druck unterbringen. — Uebrigens muß ich in Betreff dieser so sehr aufgefallenen Schrift bekennen, daß sie unter die wenigen meiner Schriften gehört, wovon ich nicht recht angeben kann, wie ich auf sie und ihre Abfassung gerathen bin, ob ich es gleich selbst gern wissen mögte. Wer will nicht gern die Gründe und Beweggründe aller seiner Werke und Handlungen kennen? Am meisten, wiewohl dunkel, scheint der Umstand zur Erzeugung jener Schrift gewirkt zu haben, daß ich bald nach den Knabenjahren die in einem großen alten Buch mit trefflichen Holzschnitten gräßlich dargestellte Kriegs- und Eroberungsgeschichte der Türken mit großer Begierde mehrmahls gelesen, und mir dabei und beim jämmerlichen Schicksal der armen unglücklichen Christen im Morgen- und Griechenland das Herz geblutet hatte. Genug hier davon, indem vielleicht bei der etwas spätern öffentlichen Erscheinung der Schrift noch einige Worte deßhalb gesagt werden. Wäre diese Schrift während meines Aufenthalts in Göttingen erschienen, und hätte mir außer der bekannten Ehre ein Geschenk von reichen Griechen zuweggebracht, wie sehr, wie vortheilhaft würde sie, vermuthungsweise zu reden, auf mein eigenes Schicksal gewirkt haben! So aber war, wie gesagt, alles vergebens, mich länger in Göttingen zu behaupten, und ich richtete nothgedrungen meine Gedanken immer mehr auf Berlin, und glaubte, es könnte der Ort eines bessern Glücks und einer Anstellung für mich seyn und werden. Da Heyne hierin ganz mit mir übereinstimmte, und meinem Entschluß durch die Vorstellungen: „In Berlin ist schon Mancher

gut durchgekommen, auch Mancher, der von Göttingen dahin ging; in Berlin läßt sich etwas verdienen durch Stundengeben, auch wohl durch Schriftstellerei, da die berlinischen Buchhändler, wie Heeren hinzusetzte, noch am besten bezahlen; — halten Sie sich nur, fuhr Heyne fort, an Nicolai, dieser kann Ihnen, zumahl als ihr Waffenbruder gegen die kritische Philosophie, sehr nützlich werden" — — da durch diese und andere Vorstellungen meinem Entschluß völlig Halt gegeben wurde, und kein vester Entschluß bei mir auf seine Verwirklichung lange harren darf, so versetzte ich mich im Herbst des Jahrs 1798 schnell nach

Berlin.

Schnell, schreibe ich; denn ich legte diesen Weg von vierzig Meilen, ungeachtet ich, wie gewöhnlich, zu Fuß ging, und ungeachtet es fast beständig regnete, binnen sechs Tagen zurück. Ueber Osterrode und Clausthal und Altenau gegangen, stieg ich vom hohen, rauhen Harz hinab in die weiten Ebenen der Elbe, und sah nacheinander die schönen Städte Magdeburg, Brandenburg, und Potsdam; aber durch sie auf etwas noch Schöneres und Größeres dieser Art allmählig vorbereitet, machte Berlin nicht den Eindruck auf mich, den es vielleicht von einer andern Seite herkommend, auf mich gemacht haben würde. Die Größe und Weitläuftigkeit Berlins fielen mir sogar lästig, und ich hatte einige Tage lang Mühe, mich in Berlin zurecht zu finden, und mit seinen einander durchkreuzenden Straßen bekannt zu werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Prinz Eugen, der Türkenbändiger, und die Hofleute.

Im Jahr 1697 spielte der türkische Großsultan, Kara Mustapha II. den Befehlshaber seiner Truppen an der Donau. Von einigen glücklichen Vorfällen, die er in den vorigen Feldzügen, z. B. 1695 beim so genannten eisernen Thor gehabt hatte, aufgeblasen, rückte er mit unerträglichem Stolz nach Ungarn. Mustapha hatte eine ungeheuere Menge Ketten schmieden lassen, um das ganze österreichische Heer vom Führer an bis auf den gemeinen Mann mit denselben zu belegen. Man sah einen ganzen Zug Wagen mit diesen Ketten beladen, und hinter den muselmännischen Horden herfahren. — Aber gar bald demüthigte der große Prinz Eugen, nach genommenem Oberbefehl über die christlichen Streiter, diesen barbarischen Stolz. Er griff die Türken bei Zenta unweit der Theiß an, und schlug sie, ob sie gleich drei Mahl stärker waren, als er, schlug sie dermaßen, daß 22,000 auf dem Platz blieben, und 10000 theils in den Fluß gesprengt, theils gefangen gemacht, kurz, die ganzen türkischen Fußvölker zu Grund gerichtet wurden. In Folge dieses vollkommenen, nicht sehr theuer erkauften Sieges überzogen die Oesterreicher Bosnien, legten unter andern die große und reiche Handelsstadt Seraglio in die Asche, und verschafften sich schnell den

berühmten und sehr vortheilhaften Karlowizer Frieden, wobei das im Krieg mit begriffene Venedig ganz Morea als Siegesbeute bekam, oder behielt.

Ueber diese Begebenheiten, besonders über die Züchtigung der unsinnig stolzen Türken bei Zenta freueten sich alle Christen, nur nicht die persönlichen Feinde des vortrefflichen Prinzen Eugen. Eifersüchtig auf den Ruhm, den er zu erlangen im Stand war, — hatten sie ihm ein ausdrückliches Verbot zugeschickt, sich in keine Hauptschlacht einzulassen. — Eugen's großer, glänzender Sieg, brachte diese geheimen Umtreiber und Ränkeschmiede noch mehr gegen ihn auf, und kaum war er in Wien angekommen, als man ihm Haft ankündigte, und den Degen abforderte. „Hier ist er, sagte Eugen, weil ihn der Kaiser verlangt, er raucht noch vom Blut der Feinde, und ich bin es zufrieden, daß man ihn mir nie wiedergibt, wenn ich ihn nicht zum Dienst Sr. Majestät führen kann." — Die gemeinschädlichen Feinde des großen Eugen, die den Kaiser zu dieser Maaßregel verleitet hatten, glaubten, ihn noch weiter zu bringen, und riethen,: den Truppenanführer, weil er dem obigen Verbot ungehorsam gewesen wäre, vor das Kriegsgericht zu fordern, und nach den Gesetzen den Ausspruch über ihn zu thun. Der Kaiser, der indeß die Sache überlegt hatte, verwarf dieses strenge Verfahren, das hier eben so ungerecht, als am unrechten Ort gewesen wäre. „Bewahre mich der Himmel, sagte der fromme Leopold, daß ich gegen einen Helden, durch welchen Gott mir so viel unverdiente Gnade erzeigt, als gegen einen Missethäter verfahren sollte! Wie sollte er strafbar seyn können, da er das Werkzeug gewesen, dessen sich Gott bedient hat, die Feinde seines Sohnes zu bestrafen?" Diese Worte

brachten den Neid zum Schweigen, und der Kaiser fand es seiner Angelegenheiten wegen, und um dem hochverdienten Prinzen Eugen Genugthuung zu geben, für's Beste, ihm eine schriftliche Vollmacht zu zufertigen, daß er sich als Oberanführer weiter an keine Befehle zu binden habe, und daß er nie darüber zur Verantwortung gezogen werden solle. Was für sonderbare Menschen müssen doch diese Hofleute gewesen seyn!

Fast eben so ging es dem französischen Marschall Villars, dem Zeitgenossen und würdigen Gegenstreiter des Prinzen Eugen, welchen er sogar 1712 bei Denain durch eine der kühnsten und schwersten Unternehmungen aus dem Feld schlug, und dadurch Frankreich rettete, wenigstens von der Schmach befreiete, die Feinde in seiner Mitte zu sehen. — Die französischen Hofstutzer arbeiteten dem großen Villars, beständig und so sehr als möglich entgegen. Villars wußte dieß recht gut, achtete es aber nicht, und fuhr nur um so eifriger fort, ein verdienter und gemeinnütziger und wichtiger Mann zu werden, während seine neidischen Gegner sich bloß für Leute von Wichtigkeit hielten, ohne es zu seyn. — Eines Tages, da Villars sich in Gegenwart des ganzen Hofes bei dem König beurlaubte, um zur Anführung eines Heeres abzugehen, sagte er zu Ludwig XIV: „Sire, ich gehe zum Gefecht wider Ew. Majestät Feinde, und verlasse Sie mitten unter meinen Feinden.“— Was müssen doch Hofleute, die Männer, die Helden, die Heilande, wie Eugen und Villars, haßten und anfeindeten, für sonderbare Menschen gewesen seyn! —

Eben so hatten Türenne und du Guesclin die Hofleute meist wider sich, weil sie deren Flitterglanz durch ihre großen Eigenschaften und rühmlichen Thaten verdunkel-

ten. — Als dü Guesclin durch die Vorstellungen und Zuredungen seines Königs, Karl des Fünften, sich endlich genöthigt sah, den Degen und die Würde eines Connetable von Frankreich anzunehmen, that er es doch nicht anders, als daß er den König gar sehr bat, nie den Berichten Gehör zu geben, die man gegen ihn abstatten würde, ohne ihn vorher selbst darüber gehört zu haben, welches ihm Karl auch in den gnädigsten Ausdrücken versprach. – DüGuesclin, der größte Feldherr, den Frankreich im spätern Mittelalter gehabt hat, fürchtete die Feinde des Staats weniger, als die Hofleute, und sie, nicht jene, wären Schuld gewesen, wenn er die Würde des Connetable beharrlich ausgeschlagen, und den Engländern ihre großen Eroberungen in Frankreich nicht wieder entrissen hätte. — Was für ganz sonderbare Menschen müssen also die Hofleute sonst gewesen seyn! Was für Leute, die so wenig, die gar nicht auf den Nutzen des Ganzen, und des Staats sahen, ja, nicht einmahl auf das Beste ihres Herrn, gegen den sie doch allezeit dienstfertig und ergeben zu seyn schienen, was für Leute, die solcher schönen Anscheinungen ungeachtet, — das Wohl der Staaten und der Fürsten hintansetzten, und nur ihre kleinlichen Leidenschaften und Umtriebe der Mißgunst, des Neides, des Hasses, mit einem Wort der Eigensucht befriedigten! – Und da gleichwohl diese Leute klug, besonders klug waren, — und seyn wollten, — und seyn sollten, — was für Leute, was für gefährliche, schädliche Leute müssen also kluge Wesen seyn! Es werden doch nicht gar böse Wesen seyn, die keine ausgezeichneten, keine durch große Geistesgaben und durch Verdiensteifer ausgezeichneten Männer leiden können? Es wird doch am Ende nicht gar die Klugheit der vorigen Hofleute Thorheit gewesen seyn, —

und den seit dem dreißigjährigen Krieg fast im ganzen Europa eingetretenen Verfall des öffentlichen Lebens und Zustandes und Gemeinsinnes und Vertrauens gestiftet haben? Möge sich da Gott der Welt erbarmen, damit sie zu unserer Zeit durch die wahre Klugheit, durch die Weisheit und Gerechtigkeit der neuen Höfe und Hofleute wieder hergestellt und verbessert werde! Möge man da in allen Ländern und unter allen Nazionen der Ehrlichkeit, als der besten Klugheit huldigen und Altäre bauen! Möge da der Grundsatz des großen Conde und aller wirklich großen Männer vor und nach ihm: „daß es im gemeinen Leben und in der Besorgung der Staatsgeschäffte nur ein einziges Mittel gibt, mit Sicherheit und Ruhm zu arbeiten, nehmlich die Rechtschaffenheit" — möge da Gott helfen, daß dieser herrliche Grundsatz und diese Rechtschaffenheit allenthalben auf der Welt herrschend, und die von Kriegs- und Schuldenwesen und Unglück und Mißvergnügen sehr angegriffenen Völker wieder zufrieden und ruhig und glücklich werden! Und möge sich Gott — um die Griechen in das Gebet um bessere Zeiten mit einzuschließen, — möge sich Gott auch der schrecklich untertretenen und bedrängten Griechen erbarmen, und ihnen einen Retter erwecken, einen Prinzen Eugen, der die rohen und blutdürstigen Türken bändigt, und den Griechen einen schnellen Frieden, und durch denselben wenigstens Morea mit den umliegenden Inseln zum neuen Eigenthum und Vaterland erringt! Gott wird helfen, und dem Gräuel der Verwüstung und des Blutvergießens in Griechenland, der alten heiligen Geburtsstätte aller höhern Wissenschaft und Kunst, ein Ende machen, und durch Griechenlands Wiedergeburt sich von neuem, so weit die Erde reicht, verherrlichen!

Baco, Pibrac und Ich.

Der berühmte Philosoph Baco*) war eines der größten Genie's seiner Zeit. Aber eben deßwegen wurde er so lange als möglich niedergehalten und unterdrückt. Denn die Männer, die in Bedienungen standen, fürchteten von dem außerordentlichen Geist des Baco in Schatten gestellt zu werden, und suchten daher immer ihn von den Staatsämtern zu entfernen. — — Der Kunstgriff, dessen sich die eifersüchtigen Ränkemacher gegen den großen Baco bedienten, war: „daß sie ihn als einen Menschen vorstellten, der sich nur mit Spekulazionen beschäfftigte;" — wahrscheinlich auch als einen Phantasten, der seine Zurücksetzung ganz anders nehme, als er sie eigentlich zu nehmen hätte, da sie im Grund nur ein Werk, nur ein Spuk seiner Einbildung wäre. — Wenigstens macht man dieß in unsern Zeiten, und schiebt, wenn große und freimüthige Männer und Schriftsteller über Zurücksetzungen und Verfolgungen und Neckereien klagen, schiebt das alles in ihre

*) Franz Baco, Baron von Verulam, Großsiegelbewahrer und Kanzler von England, geboren zu London 1560, und gestorben 1626.

Einbildung, um sie, wo möglich, auch noch zu Phantasten und kranken Einbildlern zu machen. Welche Bosheit und Tücke! Aber die Welt läßt sich nicht auf die Dauer betrügen, sondern erspäht die Wahrheit, und überliefert sie der Geschichte. Daher wissen wir, daß Baco's lange Zurücksetzung und sein Mißvergnügen darüber kein Spuk seiner Einbildung —, sondern ein schwarzes Werk seiner Feinde und ihrer Ränke waren! — — —

Fast eben so ging es dem bekannten Pibrac. *) Pibrac ist besonders wegen seiner Quatrains bekannt, die fast in alle Sprachen übersetzt sind, aber wenig mehr gelesen werden. Nur sein lateinischer Brief über die pariser Bluthochzeit wird noch sehr geschätzt. Karl IX. der Stifter dieses unsinnigen Mordspiels wählte den Pibrac zu einem seiner Gesandten bei der Kirchenversammlung zu Trident Er verfocht das Beste der französischen Krone und die Freiheiten der gallischen Kirche mit so vielem Eifer, daß Katharina von Medicis, die Regentin des Reichs, ihn zum Kanzler machen wollte. Ein geheimer und eifersüchtiger Feind aber, den Pibrac am Hof hatte, und der die Königin von diesem Entschluß abbringen wollte, sagte ihr: „sie würde mit der Zeit Ursache haben, die Erhebung dieses Mannes zu bereuen, indem er ganz entgegengesetzte Grundsätze habe, als sie mit so vieler Sorgfalt und Mühe in der Regierung eingeführt hätte." — Als die Königin das, was man ihr wider den Pibrac sagte, nicht glauben wollte, gab man derselben das vier und funfzigste Quatrain zu lesen:

---

*) Guido Dufaur Herr de Pibrac, geboren zu Toulose, 1529, und gestorben zu Paris, 1584.

Je hais ces mots de puissance absolue,
De plein-pouvoir, de propre mouvement:
Aux saints dècrets ils sont prèmierement,
Puis à nos louix la puissance solue.

„Ich hasse jene Ausdrücke von unumschränkter, von voller Macht und Gewalt, von eigenem Bewegen; sie haben zuerst den Verordnungen der Kirche, und hernach auch unsern Gesetzen die Kraft genommen.“ —

Die Königin Katharina von Medicis, die saubere Mutter des nach ihr gerathenen Karl des Neunten, überlegte den Inhalt dieser Verse, und sprach nun nicht weiter vom Pibrac. — — —

Nichts desto weniger fuhr Pibrac fort, dem Staat und seinem König, insonderheit Heinrich dem Dritten wichtige, und mitunter sehr wichtige Dienste zu leisten, und brachte z. B. durch seine geschickten Unterhandlungen einen vortheilhaften Frieden zwischen Polen und Frankreich zu Stand. Heinrich III. gab ihm zur Belohnung eine Präsidentenstelle; und die Königin von Navarra und der Herzog von Alenzon ernannten ihn zu ihrem Kanzler. Auf die Art kam Pibrac troz den Verläumdungen und Ränken seiner Feinde, doch empor, und in große Wirkungskreise, wo er sich als einen geschickten und trefflichen und vaterlandliebenden Mann zeigen, und Gutes mit Bösem vergelten konnte.

Ich, J. G. Heynig, habe leider! genug und satt ähnliches Unglück, aber nicht ähnliches Glück vor meinen Widersachern bisher erlangt, und erlangen können. Doch halt! Was sag' ich? Was wag' ich? Soll ich nicht davon und von meinen nicht geringen Feinden schweigen? Soll ich nicht diesen kitzlichen Punkt meines Schicksals und meiner Geschichte geheim hal-

ten? Ja, soll ich mich nicht noch in der Stille meiner Zurücksetzung und meiner guten Feinde getrösten? Ei freilich! Ich muß sogar für die Wohlthat meiner Unangestelltheit schön danken. Denn da ich, nach der übel und bös bezweckten An- und Vorgabe meiner feinen Gegner ein unruhiger Kopf bin, was, wie sehr könnte ich mir da schaden, falls ich in Aemter und öffentliche Verhältnisse käme, und etwa zu gut und zu viel und zu weit und zu tief sähe, und ein wenig stark für Wahrheit und Recht und vernünftige Freiheit spräche! Ach! wie, ach! wie sehr könnte ich da anstoßen, und fallen, und mir, und Andern, auch wohl gar meinen mich nach sich fälschlich messenden Feinden, schlimme, unglückliche, verderbliche Dinge zuziehen. Ja, wohl! ei, ja wohl! könnte und würde ich fallen, hoch herunter und jämmerlich fallen, wenn ich hoch stiege, und mein unruhiger Kopf mich fehltreten ließ, und meine klugen Feinde mir schlecht unter die Aerme griffen. Und hätte ich auch nicht das Unglück, bei einem Amt zu fallen, sondern nur meine eitlen Feinde an Geist und Scharfsinn und Wissenschafft und Einsicht und Wahrheits- und Gerechtigkeitsliebe zu übertreffen, und sie dadurch vollends bös zu machen, und in Harnisch zu bringen, welch' ein Unglück wäre schon das! — Und wie weit leichter könnte und würde ich da und dann fallen, und die Krone des Amts verlieren, als durch meinen so genannten unruhigen Kopf! O, die wackern Feinde, die das, die meinen Fall, die mein weiteres und größeres Unglück verhüten wollen, und dieses schönen Zwecks halber meine Nichtanstellung und Nichterhebung auf jede Art und Weise befördern, und bisher und an vielen Orten und Enden befördert, in allen Kirchen, wie man sagt, dafür gebeten haben! Jammer und Schade nur, daß diese meine

Entfernung von Staatsämtern mit der Entfernung von allen Plätzen, wo man gemeiniglich Aemter sucht, und ich suchte, zusammenhing, und daß ich darüber, und kraft der durch mancherlei kleine künstliche Dinge und Mittel bewirkten *öftern Veränderung des Aufenthalts* bei denen, welche die Ursachen davon nicht kannten, und nicht kennen wollten, also natürlich auch bei dem listigen Theil der Feinde, in den Verdacht eines unruhigen Kopfes gerieth, und gerathen mußte! — Mußte, wie ich sollte, die geschickten Feinde! So richtig zu bewirken, daß ich bei Vielen, bei vielen Teutschen, die ohnehin, wie es ganz neuerlich in öffentlichen Blättern wieder geklungen hat, ihre großen Männer weder recht kennen, noch recht schätzen sollen, und wollen, — daß ich da, mithin ganz leicht, vielen oberflächlichen teutschen Seelen wie ein unruhiger Kopf vorkam, der sein Schicksal und seine Zurückdrängung von Aemtern und Würden verdient, — das so gut herauszubringen, wie erzkünstlerisch! Ja, meine feurigen Feinde gingen gern in solch ihrer Kunst noch weiter, und ließen mich ungesäumt Jedermann und wirklich und entschieden und ganz und gar und bis an mein, Gott gebe! ruhiges, Ende als einen unruhigen Kopf erscheinen. Käme es nehmlich bloß auf meine unfriedfertigen Feinde, und auf ihre Fragen *) und auf ihre Winke und Ein- und Anschläge an, so müßte ich nunmehr ehestens nach einem neuen Aufenthaltsort mich umthun, und vorerst nur leichter Weise in die Nähe, etwa nach *Gera*, und dann nach Jena, und dann nach Weimar, und dann

---

*) Z. B. Sind Sie denn wirklich aus Plauen? — Und: Sie wollen sich *eine Zeit lang in Plauen* aufhalten? —

nach Gotha, und dann, um etwas weiter wegzukommen, nach Hanau, und dann nach Frankfurt, und dann nach Heidelberg, oder Mannheim, und dann, und endlich nach Straßburg mit Kindern und mit Sack und Pack ziehen, — müßte, kürzer gefaßt, je eher je lieber Plauen, der lieben Vaterstadt, den Rücken zukehren, und meinen Kreis- und Kreuzlauf von vorn anheben, und einen bessern und wohlfeilern, ja, einen immer schönern und vortheilhaftern, einen dem Gelehrten und Schriftsteller immer passendern und anständigern Wohnort nach dem andern erkiesen. Die bösen Feinde, die mich mit der schönsten besten Wohlmeinung zu neuer und stets neuer Unruhe fortleiten, und darin körperlich und geistig ableiten, und in der Unruhe Schmelzfeuer erhalten, und durch beständige feinkünstliche Unruhe gern schnell vollenden, und das Glück eines frühen Ehrentodes genießen lassen mögten! Die leidenschaftlichen Feinde, was werden sie mir, und sich selber, und dem armen Teutschland, wenigstens in der Rede der Mit- und Nachwelt, noch alles zuziehen! Was werden sie mir insonderheit noch zuziehen! Es ist kein Spaß, die Krallen seiner Feinde und sie sebst mehrmahls deutlich gesehen und erkannt zu haben, und dieß merken zu lassen. — Wie ging es jenem unglücklichen Mann in Paris, der einen sehr vornehmen Herrn — bei seiner Ehegattin gesehen hatte, und der gleichwohl nichts, nichts in der Wirklichkeit, wenn auch allenfalls Etwas in der Einbildung, gesehen haben sollte und durfte, wie ging es ihm, da er dennoch außer sich Etwas gesehen hatte! Durch gewaltiges Widerreden und selbst ärztliches Beithun wurde er bald dahin, in einen krankhaften Zustand gebracht, wo es ihm selber nicht mehr recht glaublich dünkte, Etwas wirklich und Wirkliches um

seine treuverbundene Gattin gesehen zu haben. Wäre das ein Spaß, wenn's einem so ginge? — Doch Teutschland ist noch nicht dermaßen weit in der bösen Listkunst, als Frankreich, und es hat keine Noth, zum wenigsten nicht mit meiner Unruhe. Denn darauf, als auf den Hauptpunkt, muß ich spornstreichs zurückkommen, und zu guter Letzt und ein Mahl für alle Mahl darüber und dagegen bemerken: „daß ich, der ich der Ruhe und der Stille und dem einsamen Nachdenken und wissenschaftlichen Streben schier über die Maßen ergeben bin, und der ich mich doch gewiß, trotz Einem, selbst kenne und fühle, — daß ich die Sache wegen meines unruhigen Kopfes gar nicht glaube, und für wahr halte." Und wie werde ich bestärkt in diesem Glauben und Dafürhalten, in diesem aufrichtigen Zweifel an der Unruhe des Kopfes, den ich trage, da ich sehe, daß meine sonderbaren Feinde selber nicht recht daran glauben, und ihrer An- und Vorgabe von mir gar nicht gewiß sind, und werden. Denn wäre dieß der Fall, wüßten meine schielenden Feinde gewiß, daß ich unruhig bin, so dürften sie, so dürften die dummen Teufel mir nur die Thüre zu einem Amt öffnen, und durch einen kleinen Vorschub, oder Nachschub das Werk fördern, und dann ein Bischen warten, um bei der schnellen Wirkung meines unruhigen Kopfes mich zu Fall und Unglück kommen zu sehen, und ihrem völligen Triumph zugleich die Wahrheit alles bisher mir gröblich zur Last Gelegten froh beizufügen. Aber sie trauen nicht, die wunderlichen Feinde, und wollen mich und meine Unruhe und sich selbst und ihre Sache, d. h. wie man nun wohl sieht, Vorwendung, nicht auf's Spiel setzen und fürchten Zweifels ohne: daß ich zu einem passenden Amt und Wirkungskreis gelangt, und aller Ortsverände-

rungen überhoben, — vollends ganz und gar ruhig und stetig und bestimmt werden, und dadurch, und durch Liebe zu meinem Beruf und dessen geschickte und gewissenhafte Erfüllung, und von Seiten meines Kopfes und Herzens und Gemeinsinnes mich auszeichnen, und in Lob und Ehre und Ruhm setzen mögte. Welch ein Schlag für meine verlegenen Feinde wäre dieß! Was für ein Streich, wenn ich meine Verläumder so thatsächlich und unläugbar eines Bessern von mir belehrte! Und was für ein Strich durch die Rechnung meiner Anschwärzer, wenn ich so nützlich und würdig und schön in einem Amt mich zeigte, und großmüthig alles erlittene Unrecht verziehe und vergäße, und nur mit dem Wahren und Rechten und Guten in Wissenschaft und Lehre und That beschäfftigt, das Urtheil der Welt zu Gunsten meiner sich unaufhaltsam ausspräche! —

Sollt' ich nun noch obendrein meine Feinde mit ihren Köpfen und deren Inhalt übersehen, — — da käm' ich gut an! Ueberſehen, auch wohl durchsehen — — ach! welch' einen unsäglichen Aerger und Verdruß gäbe dieß! — Nein! nein! — Es ist besser, zur Verhütung dieser ärgerlichen Uebersicht und aller und jeder Störung der Eitelkeit und der Eigensucht, besser, wenn ich ohne Amt und Ansehen und Einfluß, selbst ohne schriftstellerischen Ruhm und Erwerb bleibe, und in der Dunkelheit und Zweideutigkeit und Verkennung lebe, und kein Aufsehen und keine Aufmerksamkeit und kein Gerede und kein Geschreibe in Betreff meiner und meines Lebens und Mißzustandes und ganzen je länger je merkwürdiger werdenden Schicksals errege; und noch besser, wenn ich gar nicht recht in die Welt und in die Sprache und zur Sprache, so wie auch gar nicht, gar nicht zu Vermögen und guter Lage komme; — —

und am allerbesten, wenn ich bald gänzlichem Stillschweigen erliege, und sei es auch mittels frischer, nur ohne Lärm und offene Kunde zu bewirkender Aergernisse und Beunruhigungen, hienieden ende und Todes verbleiche. – Ja, ja! so wäre es besser, und das Letzte am allerbesten für die sichere Steuer der feindlichen, der feindlichneidischen Unruhe und Sorge ob meiner Anstellung und Emporkommung, und insonderheit noch ob meiner fortschreitenden Schriftstellerei. Ich spüre auch nicht dunkel so etwas, so etwas Unholdes wider mein unschuldiges Dasein auf Erden, und wider meine gebührliche Anstellung, und wider meine Licht und Wärme mit sich führende Schriftstellerei, spüre so ein schwarzes, nicht gut zu benennendes, Ding, das wider mich und meine Werke und die Lesung und Anschaffung und Verbreitung derselben bösgeistig arbeitet. —

Doch da ich dieß schon mehrmahls der Welt lang und kurz gemeldet, und um Begünstigung und Beförderung meiner das Schicksal des Verfassers theilenden Schriften, und namentlich des aufgetretenen ehrlichen teutschen Sokrates bei unserer, freilich etwas betäubten Zeit gebeten habe, so breche ich hier davon, und zugleich von mir und der Vertheidigung meiner Ruhe und meines Kopfes ab, und erinnere nur noch eilfertig: Daß ich selbst mit meiner Lebensbeschreibung übel an- und durchzukommen fürchte, und immer übler, je mehr sie fortrückt, und kund und unläugbar macht, was mir entgegen war und wirkte, und noch entgegen ist und wirkt. Da ich indessen — hiermit höflich versichere, daß ich Nichts und Keines der Art mit Namen angeben, und mich mehr an die Sache und That und schlimme Wirkung halten will, so wird man wieder artig seyn, auch in Leipzig — dem Sitz des Buchhan-

dels, fein artig seyn, und die gewiß nicht schlecht angehobene Lebensgeschichte innerhalb, oder außerhalb des teutschen Sokrates mich und mich selbst und mein, wie gesagt, unschuldiges, ruhiges, einsames, philosophisches Leben ungehindert fortsetzen und zu Ende bringen lassen. — Ende gut, alles gut! Mir ist selbst nichts an meiner bisherigen Lebensgeschichte gelegen, und sie und ihre Beschreibung kommt mir vor, wie ein bitterer, wie ein wermuthsvoller Kelch, den ich gern vor mir und hinter mir weggehen sähe. Wer kann aber für seine Geburt und für seinen ihm aufgesetzten Kopf und für andere Menschen, und ihre Köpfe und Herzen und deren Beschaffenheit? Doch Ende gut, alles gut! ! !

Teutsche Sprache.

Ist erst eine Sprache der Natur eines Volkes und Landes gleichsam entwachsen, und durch die frühere Kunst einiger oder gewisser Maßen gebildet worden, dann hält es schwer, diese Sprache nach der spätern, obgleich vollkommnern Kunst abzuändern und einzurichten, sie, mit andern Worten, ganz kunst- und regel- und vernunftgemäß zu machen. Es geht in diesem Fall mit der Sprache, wie mit dem einmahl zu Stand gekommenen Bau und Anbau eines Landes. Man sieht bei der erreichten höhern Stufe der Kunst und der Kenntniß und der Erfahrung wohl ein, daß der Anbau eines Landes anders und besser seyn könnte, — und gleich anfangs, bei derselben Kunstkenntniß, wonach man dieß einsieht, — anders und besser zu machen gewesen wäre, sieht ein, daß sich den meisten alten Städten und Oertern und Häusern, wenn nicht immer eine bessere und schönere Lage, so doch eine bessere und zweckmäßigere Bauart und Ordnung geben ließe — man sieht das alles ein, und zeigt es auch, wenn man neue Häuser und Städte baut, oder abgebrannte wiederherstellt, aber ist es allgemein und durchaus und aufeinmahl zu bewirken? Man müß-

te alle Städte und Oerter und Einzelhäuser einreißen, oder abbrennen, und nach der bessern Kunst und Art erneuern. So wenig aber dieß geht, eben so wenig kann man die einmahl vorhandene Sprache umstürzen, und von Grund aus nach der weitet entwickelten Vernunft und Kunst wiederherstellen. Man muß sich im Gegentheil, wie dort, begnügen, einzelne Theile und Punkte und Wörter der Sprache zu vervollkommnen, und auf Regeln, auf bestimmte und gleiche Regeln zurückzuführen, überhaupt dn feinern Verstand und Geschmack in einer Sprache herrschend zu machen. Sollte dieß nicht auch in Betreff der teutschen Sprache gelten? Allerdings.

Da nun noch überdieß, mit Ausnahme der Paradiesländer oder Iran's, kein Land, und auch Teutschland nicht aus und durch sich selbst seine höhere Kenntniß und Kunst, seine Bildung des Landes und des Staats und des Geistes erlangt, sondern dabei mehr oder weniger fremde Wissenschaft und Lehre und Kunst zu Hilfe genommen hat, mußte damit nicht eine Menge ausländischer Wörter und Redensarten in die Sprache der bürgerlichen Völker kommen? Und sind nicht dadurch, durch die mittels fremder Kunst und Kenntniß bewirkte Bildung Teutschlandes so viele fremde Wörter und Ausdrücke in die teutsche Sprache gekommen? Von diesen Fremdlingen eine Sprache, z. B. die teutsche Sprache ganz säubern, und alles, was sie ausdrücken, rein verteutschen, ist eben so schwer, oder doch eben so wenig auf einmahl thunlich, als die Sprache selbst ganz neu und regelmäßig zu bauen. Indessen wenn eine Sprache und das Volk, das sie redet, ein langes Leben hat, und sich seine Bildung und Verfeinerung so angelegen seyn läßt, als es z. B. der Fall bei den Griechen und

Römern, oder auch bei den Franzosen war, — dann kann in dieser Hinsicht nach und nach vieles geschehen, und das meiste Fremde einer Sprache in Einheimisches umgewandelt werden. Es bedarf nur dazu guter Denker, welche durch die vorhandene Kenntniß hindurch und hinaus und in und auf den Grund der Dinge dringen, und die gangbaren Begriffe nach ihrer tiefern und vollkommnern Sachenkenntniß oder Grundwissenschaft bestimmen. — Doch ich gehe nun fort in der Verteutschung einiger beständig vorkommenden fremden Wörter.

Wie man, laut des Schlusses der vorigen Abhandlung über die teutsche Sprache, für moralisch, wenn es auf den Menschen und sein Thun geht, sittlich, sittlich gut, — und für Moralität Sittlichkeit, sittliche Güte, — und für moralisch, wo es die Moral betrifft, sittenwissenschaftlich, sittenlehrlich sagen kann; — so läßt sich für Religion sagen: Gottglaube, Gottesglaube, Glaube an Gott, — und ist die Rede von der Religion überhaupt, von der Religion als Lehre, — Glaubenslehre, Glaubenskunde, oder auch Gotteslehre, Gotteskunde. Was darauf Bezug hat, nehmlich auf die Religion, als Lehre, das nenne man gotteslehrlich, gotteskundlich, oder glaubenslehrlich, glaubenskundlich. Bezeichnet man aber durch religiös Menschen, so nenne man sie gottgläubige, gotterkenntliche, und ihre Religiosität Gottgläubigkeit, Gotterkenntlichkeit. Will man mehr damit ausdrücken, etwan eine gewisse Sorgfalt und Pünktlichkeit in Besuchung der Kirche, so sage man Kirchlichkeit, Kirchenfleiß, oder auch Andächtigkeit, Andächtelei. Weiter kann in keinem Fall durch Religiosität etwas angedeutet, und nie Sittlichkeit darunter verstanden werden, indem Sittlichkeit und Gottgläubigkeit und Kirchlichkeit wesentlich

von einander verschieden sind und bleiben. Der größte Bösewicht kann gottgläubig und kirchlich seyn, aber man kann nicht, wenigstens nicht nach meiner Lehre, sittlich und gut seyn, ohne an Gott zu glauben, und ihn im Geist und in der Wahrheit, kirchlich, oder häuslich, in seinem Kämmerlein, oder in der Natur, dem weiten, großen, schönen Tempel Gottes, zu verehren. In der That zeigt es die ganze Geschichte: daß Gottgläubigkeit und Kirchlichkeit und Andacht und Andächtelei und äußere Frömmigkeit und Gottglaubenseifer und Scheinheiligkeit häufig, einem berühmten Schriftsteller nachzureden, mit den verderbtesten Sitten gepaart waren, und zur Beschönigung der verruchtesten Absichten und Gottlosigkeiten dienten. Bei der Sittlichkeit, bei einem sittlichen und gerechten Sinn und Leben ist so etwas kaum möglich, geschweige denn statthaft. Das größte Unglück und Unheil für ein Volk ist daher, wenn es Gottgläubigkeit und Kirchlichkeit — und Sittlichkeit mit einander verwechselt, wenn es, unteutsch zu sprechen, Religiosität für Moralität hält. Alle Religiosität ohne Moralität hat gar keinen Werth und Nutzen, und ist Gott ein Gräuel. Eben deßwegen sind auch mehre Völker, wo dieser Gräuel, diese Kirchlichkeit und äußere Frömmigkeit ohne Sittlichkeit Statt fand, und ohne Erhebung zur Sittlichkeit blieb, — z. B. die Juden, auf's entsetzlichste vom göttlichen Schicksal gestraft und zu Grund gerichtet worden. Man erhebe sich allgemein von der Kirchlichkeit und von der Klugheit — zur Sittlichkeit, — oder es kommt das Schicksal und sein Gericht über die Zeit, und bestätigt die Wahrheit meiner Lehre! —

(Die Fortsetzung folgt.)

Etwas aus der neuen Bearbeitung meiner Schrift: über die Sprachen und die teutsche Sprache d. h. über die Entstehung und Verwandtschaft und Bildung der Sprachen und der teutschen Sprache.

Das Wort Sprache wird in einem doppelten Sinn genommen, und bedeutet theils die Kraft zu sprechen, theils die Wirkung, oder das Werk dieser Kraft, also nicht bloß die Anlage durch Töne und Worte seine Empfindungen und Gefühle und Gedanken auszudrücken, sondern auch den Inbegriff dessen, was auf die Art gesprochen wird, und gesprochen worden ist, bedeutet, kurz zu reden, bald die Sprechkraft, bald die dadurch zu Stand gekommene Sprache.

Die Sprache überhaupt bezieht sich auf die Menschenheit überhaupt. Die Sprachen hingegen beziehen sich auf die Bestandtheile der Menschenheit, auf die besondern und verschiedenen Völker der Erde. Und eine Sprache im Einzelnen geht auch nur auf ein einzelnes Volk, oder auf eine Völkerschaft z. B. die teutsche Sprache auf die teutsche Völkerschaft.

Wie alle Völker ein Urvolk, ein Stammgeschlecht

zum Grund haben und hatten, und als Sprossen, als Arten desselben erscheinen, so gründen sich alle Sprachen auf eine Ur-, auf eine Stammsprache, und sind derselben Zweige und Arten. — Alles Urerste, Urseynliche, Urgewordene im Raum ist die Quelle, der Stamm alles Fernern, alles in der Folge Entstandenen, alles Geschichtlichen und Zeitlichen. So und darum sind alle Sprachen Kinder, Töchter der Ursprache.

Die Sprachen der Völker verhalten sich, wenigstens ihrer Grundlage nach, zur Ursprache des Menschengeschlechts nicht anders, als eine Sprache zu ihrem Stamm, oder als die Mundarten der Sprache eines Volks zu seiner Gesammtsprache, weil die Völker zum Urvolk, wie die Zweige und Aeste einer Nazion zur Nazion im Verhältniß stehen.

Alle Länder und Theile der Erde machen die Erde, machen unsere Welt aus, und alle Völker und Nazionen der Erde bilden das Menschengeschlecht, die Menschenheit.

Die Menschen, die in der Welt gleich Kindern begannen, und gleich Kindern in Folge ihrer Empfindungen die ersten Töne der Sprache ausstießen und stammelten, traten von einem Punkt, von einer Wiege gleichsam aus, und verbreiteten sich allmählig über den Erdkreis, den sie anbauten.

Dieser Punkt war, wie bald weiter bemerkt werden wird, ohne Zweifel der mittlere und höhere Strich Asiens, war Hochasien. — Hier konnte sich nach den Erdumwälzungen, deren die Geschichte Meldung thut, das erste Leben am besten ansiedeln, und wegen Hochasiens großer Ausdehnung und Fruchtbarkeit eine große Bevölkerung, und daraus ein Drängen und Wegwandern der Völker geschehen, wie es selbst noch in der Folge der Zeit öfters Statt fand.

Was aus dem ersten Menschengeschlecht, als einer gleich- und einartigen Menschenmasse, Völker bildete, das bildete auch aus dem gleichtönigen und einsylbigen Sprachstoff der frühen Kindermenschen Sprachen; und was Zweige und Aeste der Völker hervorbrachte, das brachte auch Zweige und Aeste, oder Arten der Sprachen hervor.

Die Arten, die Mundarten der Sprache eines Volks entstanden nicht vor dessen Entfaltung in Zweige und Aeste; und die Sprachen der Völker wurden nicht vor, sondern nach der Zertheilung des Urmenschengeschlechts in große Familien und Horden und deren Anwachs zu Völkern.

Die Sprache eines Landes war nicht eher da, als bis sich Menschen fanden, die es besetzten, und bewohnten, und dadurch zu einem Volk gediehen.

Jede Sprache entstand also in einem, in ihrem Land, entstand da, wo sie zuerst gesprochen wurde, indem jeder Erdstrich nur durch Bewohner, nur durch eingewanderte Menschen sich zu einem Land, zu einem Volksland erhob. Denn ohne Menschen gibt es zwar die Erde, aber keine Länder und Gebiete auf derselben.

Teutschland wurde erst Teutschland durch die Teutschen; und die teutsche Sprache reifte erst in Teutschland durch die Teutschen zur Welt.

Aber nicht so kamen die Teutschen nach Teutschland, wie sie jetzt da sind, und besetzten Teutschland nicht gleich dermaßen, wie es gegenwärtig besetzt ist, sondern sie begannen als ein Stamm, als eine Horde, und an einem Punkt, in einer Gegend Teutschlands.

Von da aus, von Teutschlands Osten erstreckten sich die Teutschen nach und nach über die vorgelegenen Gegenden, erstreckten sich so weit und so lange, bis theils andere

Völker, theils und besonders natürliche Schranken, z. B. hohe Gebirge, große Ströme, unübersehbare Meere, auffallende und ungünstige Witterung oder Beschaffenheit der Natur und des Himmelsstrichs — sie aufhielten.

Durch die Verbreitung der Teutschen über den nach ihnen genannten großen Erdstrich erwuchsen, wie die Völkerschaften, wie die Zweige und Aeste, und wie die Länder und Gebiete der Teutschen, so auch die Mundarten ihrer Sprache, ohne daß dieses und jenes, ohne daß die mannichfaltige Artung und Gestaltung und Sprechung der Teutschen in etwas Anderm, als in der natürlichen Verschiedenheit Teutschlands seinen Grund hatte und hat.

Eben deßwegen hängen, dieser Verschiedenheit Teutschlandes und der daher gewordenen verschiedenen Artung und gleichsam Ausprägung der Teutschen ungeachtet, die Mundarten der teutschen Sprache unter und mit einander so genau zusammen, als die teutschen Stämme innerlich und äußerlich zusammenhängen, und als die teutschen Landschaften zusammenhängen, und nur ein Teutschland ausmachen.

(Die Fortsetzung folgt.)

J. G. Heynig,
der Philosophie d. h. der Grundwissenschaft Doktor und privatisirender Gelehrter im voigtl. Plauen, seiner Vaterstadt.

Verbesserungen.

S. 28 Z. 20 lies dann st. denn. S. 31 Z. 21 lies der Zeit st. die rc. S. 33 Z. 2 l. ein ? st. Punkt. S. 50 Z. 22 lies: und mir darin st. und darin.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Heynig, Johann Gottlob,

Der teutsche Sokrates aus dem Voigtland in einzelnen Mittheilungen an alle, denen es um Wahrheit und Recht und daraus einzig und allein kommendes Menschenwohl zu tuhn ist
Bd.: 3

S.l. (1822)

Var. 369 h-1/10
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10135784-3